

Nr. 18 | Brückengeneration 5 | Juni · Juli 2020 | Euro 5,50

Österreichische Post AG | PZ16Z040851P
Amt der Kärntner Landesregierung
Abteilung 14 – Kunst und Kultur
Burggasse 8, 9021 Klagenfurt

DIE BRÜCKE

KÄRNTENS KULTURZEITSCHRIFT • seit 1975



Kärnten im Wandl

„Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem
Möglichen erweitern wir unsere Möglichkeiten.“

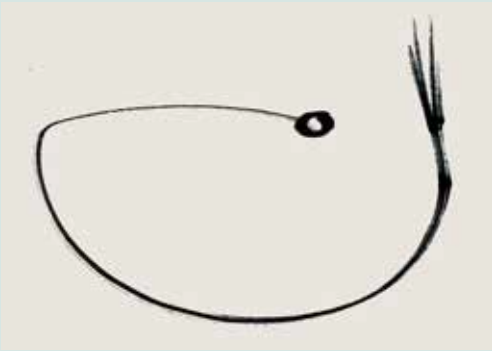
<Ingeborg Bachmann>

vor.bilder

anstatt eines vor.wortes



... und summt das Lied von der Neuen Realität.



Wertlose Übung: durch die Finger schau.



Am großen Fenster zur Wirklichkeit.
Da wurde mir ganz übel.



Freunde und Familie erlaubt. Andere nixipixi.

Hanno Kautz: aus der Serie **C-days 2020**
Der in Klagenfurt lebende Künstler bezieht den Aufruf der Bundesregierung, sich auf das Notwendigste zu beschränken, auf die Wahl und den Einsatz seiner Darstellungsmittel. Schwarzer Stift auf weißem Papier plus Textnotiz – sonst nichts. Seine minimalistischen Eintragungen ins Skizzen-Tagebuch erheben die Kunst des Weglassens zum Gebot der Stunde. Die Arbeiten werden im Sommer in Alpen-Adria-Galerie in Klagenfurt zu sehen sein [siehe auch BRÜCKEseite 47].
Fotos: Hanno Kautz



Foto: Klaus Pichler/© mumok

Funktionale

Mit **Siegfried Zaworka** lädt das mumok im Wiener MuseumsQuartier erstmals einen österreichischen Künstler ein, die Wand im Foyer des Museums mit einer eigens dafür konzipierten Arbeit zu bespielen. Nach den fotobasierten Installationen von Cindy Sherman, Louise Lawler und Jeff Wall sind es bei dem aus Wolfsberg stammenden Siegfried Zaworka die Mittel der Malerei, die einer künstlerischen Befragung unterzogen werden. Unter dem Titel „Funktionale“ arrangiert er eine Gruppe von auf bloße Leinwand gemalten Bildelementen zu einem temporären Wandbild, das mit der Wahrnehmung der Betrachter*innen ein raffiniertes Spiel treibt. Was auf den ersten Blick wie eine surreale Landschaft mit Gebirgskette, Tannenbaum und vegetabilen Formen anmutet, entpuppt sich bei genauerer Betrachtung als systematische Auseinandersetzung mit dem illusionistischen Potenzial der Malerei.
www.siegfriedzaworka.com

Siegfried Zaworka: Funktionale
Das **mumok** öffnet wieder am **17. Juni**, die *Funktionale* ist bis Ende des Jahres zu sehen.
www.mumok.at

Zur aktuellen Lage
Aufgrund der nach wie vor aktuellen Corona-Ungewissheiten für viele Kulturveranstalter*innen, werden in dieser Ausgabe die „Horizonte“ sowie der Kulturkalender ausgesetzt. Ab der nächsten BRÜCKE werden wir Ihnen diese nach Möglichkeit wieder zukommen lassen. Stattdessen finden Sie in diesem Heft auf den Seiten 52-65 zusätzliche Beiträge aus der digitalen BRÜCKE Nr. 17 abgedruckt.

Impressum

DIE BRÜCKE Herausgeber, Medieninhaber und Copyright: Land Kärnten, Abteilung 14 – Kunst und Kultur, Igor Pucker, Burggasse 8, 9021 Klagenfurt am Wörthersee; bruecke@ktn.gv.at, www.bruecke.ktn.gv.at |
Chefredaktion: Gabbi Hochsteiner | **Redaktion:** Mario Waste, Otwin Bernhard Mekul, Patricia Kurucz, Michael Herzog |
Abos & Kulturtermine: Daniela Vellick, T 050536-34032 | *Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autorinnen und Autoren wieder. Lang lebe die Meinungsfreiheit! – Die Redaktion behält sich vor, Beiträge bei Bedarf zu kürzen oder zu ändern. Zur Verfügung gestelltes Text- oder Bildmaterial wird (wenn nicht anders vermerkt) nicht retourniert. | Seitens der Autor*innen und Fotograf*innen wurde dem Hrsg. Land Kärnten vertraglich garantiert, dass einer Veröffentlichung und Verwertung der gelieferten Beiträge (Texte, Fotografien etc.) keinerlei Rechte Dritter entgegenstehen. |*
BRÜCKE-Architektur: Harald Pliessnig; **Art Direction & Grafik:** Arne Schiemann, Werk1, T 0463-320 420 |
Druck: Kreiner Druck, Villach | **Verlagspostamt:** 9021 Klagenfurt am Wörthersee |
Abonnement: 6 Doppel-Ausgaben 27,80 Euro inkl. KulturCard Kärnten, Porto und Versand.

Cover: Philosophische Versuchsreihen: Kärnten im Wandl.



- 4 Werkstattgespräch mit Arnold Mettnitzer: Die <Klein>Kunst des Alltags. Gabbi Hochsteiner
- 6 Hinter der Maske. Corona und die Hybris der „Moderne“. Bertram Karl Steiner
- 8 Die Durchhalter. Kärntens Kunst und Kulturleben in Zeiten von Corona. Karin Waldner-Petutschnig
- 15 welter.skelter. Die Unzeit. Oliver Welter
- 16 Kultur – ein Lebensmittel kämpft ums Überleben. Ein Gespräch mit LH Peter Kaiser. Bertram Karl Steiner
- 18 Mein Vater hielt mich auch für weltfremd. Über die Dauerkrise der Kunst. Michael Cerha
- 20 Neuer Platz für Kultur. Die IG KiKK greift Raum für Diskurs. Tina Perisutti
- 22 Corona, Kunst und Unbehagen. Versuch einer Zusammenschau. Alexander Wöran
- 23 schräg.lage. Endlich habe ich Zeit! Christian Hölbling
- 24 Flaschen:post / Pismo v steklenici. Kunstsinnige Lebenszeichen aus dem Packeis. Andrea Kirchmeir
- 26 Leviathan contra Corona. Die Rolle des Staates in Zeiten der Krise. Edmund Primosch
- 27 denk.mal. Maria auf der Mondsichel. Geraldine Klever
- 28 Die Tage der deutschsprachigen Literatur 2020. Hubert Winkels im Interview. Katharina Herzmansky
- 30 Zwei Millimeter Homo sapiens. Der Stillstand und die Natur. Helmut Zwander
- 31 unter.wasser.film.tipp. Gerald Arnold. Slobodan Žakula
- 32 Das Ritual und die Liebe zum Absurden. Raphaela Edelbauer | Simon Goritschnig
- 33 kari.cartoon. Marko Lipuš | Astrid Langer
- 34 Auf der Suche nach der verlorenen Freiheit. Hannes Gröblacher. Wolfgang Rössler
- 35 literarische.notiz. Anton Fuchs. Jozelj Strutz
- 36 lechts und rinks. Primus inter Pares Sitter. Wilhelm Huber
- 37 Anna Baar. Als ob sie träumend ginge ... André Heller
- 38 Der Künstler auf der Kaviardose. Rendezvous mit Fabio Zolly. Andrea Schurian
- 39 literatur.tipp. Heinz Pototschnig. Günter Schmidauer
- 40 Eine Hommage an Franz Moro. Ilse Gerhardt | Nora Leitgeb
- 41 Performance des Alltags. Die Kunst der Leonie Humitsch. Markus Waitschacher
- 42 edition B  kunst.aus.druck. Stephka Klaura. Nora Leitgeb
- extra.blatt. Textil-Malerei.
- 44 Theatermachen ist immer ein Versuch. Florian Scholz im Gespräch. Tina Perisutti
- 46 Musik in einer atonalen Welt. Reflexionen zum Beethoven-Jahr. Dieter Kaufmann
- 48 Fidelio im Klagenfurter Landhaushof. Erinnerungen aus 1948. Georg Horcicka
- 50 Synapse im kollektiven Gedächtnis. Das Kärntner Literaturarchiv. Reinhard Kacianka
- 51 literatur.tipp. Michael Guttenbrunner. Klaus Amann
- 52  Oblivio. Erinnern und Vergessen als kulturelle Leistungen. Konrad Paul Liessmann
- 54  Wo man Grenzen überbrückt. Die Kunst- und Kulturprojekte von CARINTHIJA 2020. Karin Waldner-Petutschnig
- 57  Ein Wortwechsel mit Martin Traxl. DIE BRÜCKE
- 59  Worte großer Philosophen. Antonio Fian
- 60  Mehr als Peršmanhof versus Ulrichsberg. Die Mobile Ausstellung CARINTHIJA 2020. Wolfgang Rössler
- 64  Die Historie der Selbstbestimmung. Wilhelm Wadl
- 66 nachlese.ponovno branje. Christine Lavant. I vorlese.prvo branje. Robert Woelfl.
- 68 buch.tipps. Lesen Sie gefälligst!
- 70 musik.tipps. Das Beste ... steht nicht in den Noten.
- 71 seite.ohne.namen. Eine neue schöne Welt. Michael Herzog



Ein Augenblick Brücke

Stable Square

Eine Brücke zwischen eingefrorener und vergehender Zeit. Videoloop, 7 Min, QR-Code zum Video:



● Karen Irmer

Die aus Bayern stammende Künstlerin ist Kärntens diesjährige Stipendiatin für künstlerische Fotografie und Medienkunst. Aufgrund von Corona wird sie – statt im Mai 2020 – im Frühjahr 2021 nach Klagenfurt kommen. Ihre Videoarbeit „Stable Square“ beschäftigt sich mit einem Zustand, in dem Stillstand und Bewegung gleichzeitig vorhanden sind. Charakteristisch für Karen Irmers Werke ist eine reduzierte Bildsprache, die sich mit atmosphärischen Stimmungen beschäftigt. Im Fokus steht nicht die Wiedergabe einer landschaftlichen Situation, sondern der emotionale Aspekt, den diese evoziert. www.karen-irmer.de

Die <Klein>Kunst des Alltags

Arnold Mettnitzer über Weltpremieren, kreativen Konkurs und Runzeln auf der Seele.

Wie geht's Ihnen in diesen Corona-Tagen, wie erleben Sie diese Zeit?

Vieles von dem, was wir jetzt durchzumachen haben, ist so noch nie da gewesen. Wohl niemand reagiert darauf mit Alltagsroutine. Wir durchleben Weltpremieren an Zumutungen. Am Ostermontag ist, wenn Sie mir dieses persönliche Beispiel erlauben, meine Mutter verstorben. Wie gerne hätte ich beim Abschied ihre Hand gehalten?! Wie gerne hätte ich damals auf den Notbehelf einer Videotelefonie verzichtet! In guten Zeiten haben wir manchmal zueinander ermutigend gesagt: „Damit alles so bleibt, wie es ist, muss sich vieles ändern!“ Jetzt, nachdem schlagartig so vieles so anders ist, müssen wir uns darin üben, anders zu denken und aus diesem anderen Denken vieles anders machen. Das ist eine ungeheure Herausforderung an unseren Einfallsreichtum und unsere Kreativität.

Eine Mikrobe hebt unsere Welt aus den Angeln: Wir (er)leben eine umfassende Funktionsstörung von Normen und Normalitäten. Was macht das mit uns? Und was machen wir damit?

Das was, wie Sie formulieren, die Welt „aus den Angeln“ hebt, ist letztlich auch das, was die Welt weiterbringt. Dem Menschen, der „Krone der Schöpfung“, wird ausgerechnet durch ein Virus namens Corona seine Grenze aufgezeigt. Seither steht die gesamte Menschheit – einig wie selten zuvor – gebannt wie das Kaninchen vor der Schlange ... und hat Angst. Angst vor einer unbestimmten Zukunft, vor dem drohenden Verlust der Gesundheit, des Arbeitsplatzes, der Wohnung. Und wenn Sie mich jetzt fragen, was das mit uns allen macht, dann weiß ich mir zunächst nur damit zu helfen, auf neue Fragen nicht billige alte Antworten zu suchen.

Plötzlich ahnen wir, wie sehr wir ein Stück Natur sind, wie sehr wir diesen Blick aufs Ganze wiederfinden müssen. Dazu

brauchen wir ein neues Miteinander, das einer gnadenlos profitorientierten Vernichtung der natürlichen Lebensgrundlagen beherzt widerspricht, Ressourcen schont, Lebensräume sichert und den Klimawandel nicht kleinredet. Ich glaube nicht, dass es übertrieben ist, Corona als Warnschuss zu verstehen. Im Grunde sagt uns die Natur damit ja nur: Ihr seid ein Teil der Natur. Wenn es denn unbedingt sein soll: Ich brauche euch nicht – ihr mich aber sehr!

Das Anthropozän, das Zeitalter in dem der Mensch alles gestaltet, ist entlarvt ...?

Nicht unbedingt. Es ist und bleibt die Aufgabe des Menschen, diese Welt zu gestalten, sie im Sinne des Schöpfers zumindest mitzugestalten. So gesehen wäre ein „kreativer Konkurs“ sogar die nobelste Aufgabe des Menschen, aber eben nicht im Sinne einer „Konkursmasse“ als Konkurrenz zum Schöpfer, sondern im Sinne einer Entfaltung der in jedem Menschen angelegten Potentiale zum Wohle möglichst vieler. Die Natur selbst bietet sich hier als unsere Lehrmeisterin an. Wer bei der Natur in die Schule geht, beginnt unweigerlich darüber nachzudenken, ob nicht manches von dem, was jetzt nicht mehr möglich ist, überhaupt jemals wichtig war und auch darüber, was von unserem Wohlstand wir wirklich brauchen und worauf wir verzichten können, ohne dabei das Gefühl zu haben, es wäre uns etwas Wesentliches weggenommen worden. Reich ist nicht, sagt ein spiritueller Meister, wer viel hat, sondern der, der weniger braucht.

Haben Sie in den vergangenen Wochen (Wieder-)Entdeckungen gemacht?

Ja, überraschend viele sogar. Eine davon besteht darin, mehr Zeit zu haben. Vorher hatte ich oft den Eindruck: Die Zeit hat mich und treibt mich vor sich her. Jetzt



habe ich viel deutlicher das Gefühl, über meine Zeit verfügen zu können – und halte es mit Hans-Curt Flemming: „Vorschlag für meine Grabinschrift / gelebt / hat er nur / die Zeit / die er sich / genommen hat“.

Welche Gretchenfrage stellt uns Corona?

In der Theologie gibt es den berühmten Satz der „creatio ex nihilo“ – womit lediglich gesagt werden will, dass Gott die Welt „aus dem Nichts“ erschaffen hat. Etwas von diesem „Nichts“ trägt jeder Mensch in sich. Und dieses „Nichts“ ist auch die Quelle aller großen Kulturleistungen der Menschheit; alle sind sie sozusagen „aus dem Nichts“ entstanden. Sie waren vorher nicht da und als sie plötzlich da waren, haben alle gestaunt und es sich nicht erklären können, wie das möglich war. Und darin könnte auch die „Gretchenfrage“ der momentanen Krise liegen: Viele Menschen stehen buchstäblich vor dem Nichts ihrer Existenz und wissen nicht, wie es weitergeht. Meine Hoffnung besteht darin, dass möglichst viele vor diesem Nichts nicht verzweifeln, sondern neue Wege suchen und finden.

Wie steht es um unsere seelischen Tragfähigkeiten?

Die Seele eines Menschen ist sein inneres Kraftwerk, sein Ressourcenpotential, wenn Sie so wollen, sein eigentliches Vermögen, das ihn in der Welt unverwechselbar und einzigartig sein lässt. Die Seele aber will, um das leisten zu können und nicht verkümmern zu müssen, genährt, „befeuert“ werden. Und dieses Feuer kommt aus dem, wofür sich ein Mensch zu begeistern imstande ist. Albert Schweitzer hat immer wieder darauf hingewiesen, dass, so wie die Haut eines Menschen im Laufe der Zeit Runzeln bekommt, seine Seele aus Mangel an Begeisterung zu runzeln beginnt. Ohne

Arnold Mettnitzer

* 1952 in Gmünd, wuchs als ältestes von sechs Kindern auf einem Kärntner Bergbauernhof auf, studierte in Wien und Rom Theologie. 1978 empfing er die Priesterweihe und wurde 1979 zum seelsorglichen Dienst in der Diözese Gurk-Klagenfurt berufen. Von 1986 bis 1993 war er Rektor des Bildungshauses St. Georgen am Längsee und Diözesanjugendseelsorger in Kärnten. Danach war er bis 2001 Pfarrer der Gemeinde Klein St. Paul. 2003 entschied er sich für das Leben mit seiner Frau und beendete seinen kirchlichen Dienst. Seit 1996 arbeitet Arnold Mettnitzer als Psychotherapeut (Ausbildung u. a. bei Erwin Ringel) in freier Praxis in Wien. Neben seiner therapeutischen Arbeit ist er auch als Buchautor und Vortragender in der Erwachsenenbildung sowie als freier Mitarbeiter des ORF – u. a. im Rahmen der Sendereihe „Lebenswege. Über Gott und die Welt mit Arnold Mettnitzer“ bei Radio Kärnten – tätig.

www.mettnitzer.at

Foto: Kleine Zeitung/Markus Traussnig



das Feuer der Begeisterung gibt es kein Leben, kein Lebendigsein, keine Kreativität, keinen Zauber der Kultur, keinen Reichtum, der uns von innen her erwärmen kann. Erich Fromm hat diesen Gedanken in seinem Alterswerk „Haben oder Sein?“ vertieft und das ursprünglichste „Vermögen“ eines Menschen eben nicht „auf der hohen Kante“, sondern in seinem Innersten gesehen, dort, wo er täglich Entscheidungen darüber trifft, was ihm wichtig ist, was er kraft seiner Liebe, seines Geistes und seines Tuns „vermag“.

Welches Potential für Paradigmenwechsel hat das Corona-Heute und -Morgen? Können Sie der Idee eines gerade passierenden Realexperiments des Wandels, der Verwandlung, etwas abgewinnen?

Wandel und Verwandlung sind die Manifestationen alles Lebendigen. Wie kein anderer vor ihm hat bereits Heraklit von Ephesos (520-460 v. Chr.) die oberflächliche Realitätswahrnehmung und Lebensart seiner Umgebung kritisiert und alle Entwicklung aus dem polaren Zusammenspiel gegensätzlicher Kräfte erklärt: Aus diesem Zusammenspiel von Nacht und Tag, Dunkel und Hell, Krieg und Frieden erklärt er sich die harmonische Ganzheit der Welt. Darum haben nach Heraklit diejenigen Unrecht, die ein Ende allen Kampfes in einem ewigen Frieden herbeisehnen. Denn mit dem Aufhören der schöpferischen Spannungen würde totaler Stillstand und Tod eintreten. Diesem Gedanken bin ich vor einem halben Jahrhundert als Gymnasiast zum ersten Mal begegnet; seither fasziniert er mich und lässt mich vieles von dem, was um mich herum passiert, besser verstehen und gelassener darauf reagieren ...

Wie erleben Sie den Umgang mit Sprache – sei es politisch, medial, privat, ... – in Corona-Zeiten?

Eine große Gefahr im Umgang mit der Sprache besteht zunächst einmal darin, anders zu fühlen als zu denken und dann – aus welchen Gründen auch immer – anders zu sprechen als zu handeln. Davor warnt schon vor 2.500 Jahren der chinesische Philosoph Konfuzius: „Wenn die Worte nicht stimmen, dann ist das Gesagte nicht das Gemeinte. Wenn das, was gesagt wird, nicht stimmt, dann stimmen die Werke nicht. Gedeihen die Werke nicht, so verderben Sitten und Künste. Darum achte man darauf, dass die Worte stimmen. Das ist das Wichtigste von allem.“ Diese Gedanken entlarven jede Art von Populismus, dessen verschleierte Hintergedanken in der Regel stärker sind als ihre rattenfangenden Argumente im öffentlichen Disput. Um dem zu entgehen, bedarf es komplizierter, gründlicher und genauer Gedanken in einer einfachen und verständlichen Sprache. Populistinnen und Populisten hingegen reden von vornherein einfach und vermeintlich allgemein verständlich; was sie uns dabei aber verschweigen, entspringt keinem gründlichen Nachdenken, sondern einem unausgesprochenen Macht- und Eroberungskalkül. Das macht den Populismus gerade in Krisenzeiten so brandgefährlich.

Das Wort, so immer wieder in Ihren Texten, ist eines der „ältesten Medikamente“ der menschlichen Heilkunst ...?

Diese Erkenntnis ist nahezu 3.000 Jahre alt. Was uns dabei zuallererst berührt, ist nicht so sehr der sachlich-fachlich motivierte Inhalt, sondern der Klang hinter den Worten und zwischen den Zeilen. Wir sind, mit etwas Übung, gerade in kritischen Situationen des Lebens ganz besonders dazu befähigt, zu hören, was ein Mensch uns in seiner Not im Moment nicht zu sagen vermag.

Neben der physischen und wirtschaftlichen Gesundheit der Gesellschaft steht auch die geistige im Fokus. Was diagnostizieren Sie in diesen Tagen der Kultur?

Die 1932 im Böhmerwald geborene und jetzt in Wien lebende Annemarie Kury hat seit Beginn der Balkankrise mit ihrem mit Hilfsgütern beladenen Auto erst in Kroatien, dann in Bosnien unzähligen Menschen geholfen, ihr Leid zu lindern. Liebevoll nennt man sie heute im Nordosten von Bosnien die „Mutter Teresa von Tuzla“. Nach dem UNO-Friedensvertrag von Dayton berichtete sie mir davon beeindruckt und von der Hoffnung der Menschen zutiefst berührt, dass dort, wo die Geschoße verstummen, sehr schnell Musik erklingen ist, Menschen trotz aller Not begonnen haben, Theater zu spielen und Feste zu feiern. Im Innersten des Menschen wohnt eine große Sehnsucht nach allem, was tröstet, ermutigt und heilt. Das heißt für mich im Umkehrschluss: Eine Gesellschaft, in der die Kultur verstummt, wird stumpf. Kunst und Kultur sind die Milch und der Honig, das Brot und der Wein gegen den Hunger der Seele. Kunst und Kultur sind der Atem einer Gesellschaft, auch und vor allem dort, wo ihr für einen Moment die Luft zum Durchatmen genommen ist. Nie sind Kunst und Kultur so wichtig wie in solchen Zeiten. Sehr schön zeigt mir das der Beginn in Friedrich Hölderlins Hymnus „Patmos“, den ich als ermutigende Zusage lese: „Nah ist / Und schwer zu fassen der Gott. / Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch. / Im Finstern wohnen / Die Adler und furchtlos gehen / Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg / Auf leichtgebauten Brücken.“

● Gabbi Hochsteiner

Chefredaktion DIE BRÜCKE

Das Gespräch in voller Länge finden Sie auf www.bruecke.ktn.gv.at



Hinter der Maske

Corona und die Hybris der „Moderne“.

Wo auch immer auf dem Globus, das gleiche Bild: Wir Menschen schleichen uns mit einem bohrenden Unbehagen aus unseren Häusern, die Hälfte unserer Gesichter haben wir ver mummt; aus einer räumlichen und zeitlichen Distanz betrachtet, möchte man uns für Pestärzte hinter ihren Masken halten, oder für jene tausenden, soeben noch übermütig gewesenen Feiern den des venezianischen Carnivals, die da jetzt, am Aschermittwoch, unter dem Donnern der großen Glocke des Campanile zusammengezuckt sind und den blechernen Schrei aus dem Sprachrohr vernommen haben: „Il Carnevale è finito!“

Misstrauisch schauen wir uns um. Welchem unbewussten Corona-Verbreiter werden wir gleich auf der Straße begegnen? Werden wohl auch unsere Mitmenschen sich ver mummt haben, damit wir von ihnen und sie von uns halbwegs geschützt sind? Müssten wir einander nicht lieber aus dem Weg gehen? Reicht die Entfernung zum Trottoir dort drüben aus? Wie weit können kontaminierte Aerosole schweben?

Vertreibung aus dem Paradies. Im Seelengrund aber meldet sich eine existenzielle Bangigkeit, eine Frage, die in „normalen“ Zeiten unter unseren „zeitgemäßen“ Gewissheiten verschüttet, fast unhörbar geworden war, jedoch nie gänzlich ver-

stummt: Vertreibt uns da jemand aus jenen künstlichen Paradiesen, an deren Errichtung und Ausschmückung wir so emsig, zielstrebig, ohne Rücksicht auf Verluste zu nehmen, Tag und Nacht gewerkt haben? Dabei hatten wir uns doch so perfekt einrichten wollen in unserer schönen neuen Welt, die wir uns selber über den Ruinen der alten Welt aufzubauen im Begriffe waren, nachdem wir mit fanatischer Intoleranz alles verhöhnt und sodann zerstört haben, woran zahllose Generationen vor uns glaubten. Die abscheulichen Visionen des „Futuristischen Manifestes“ des Tommaso Marinetti, anno 1911, eines Grundtextes sowohl der Ideologie der „Moderne“ als auch jener der „rechten“ wie auch der „linken“ Faschismen – Nationalsozialismus, Leninismus, Maoismus inklusive – haben wir nicht in den vergangenen hundert Jahren immer wieder versucht, das künstliche Paradies zu verwirklichen? Vermeinten wir nicht, die letzte Instanz im Universum zu sein? Haben wir „Humanismus“ nicht mit Hybris verwechselt? Waren wir doch von der geradezu mystischen Überzeugung durchdrungen, dass im Sinne des allmächtigen Fortschrittes – die einzige Allmacht, die wir noch gläubig akzeptierten, weil ja wir selbst, die sogenannte „Menschheit“, die Verkörperung des Fortschrittes seien – schon morgen alle Lebens-

bereiche noch perfekter, noch besser, noch geschwinder, kontrollierbarer, machbarer, marktgerechter, überwachbarer, eben *gleicher* werden *müssen* als noch heute; und erst übermorgen.

Perfekt konzipierter Mensch, Design aus perfekt konstruierten Maschinen, der Homunculus in Serie produziert und auf den Markt geworfen. Gleichförmigkeit in letzter Konsequenz. Etwaige Mängel-exemplare, welche dem jeweiligen politischen Mainstream oder dem biologischen Standard nicht mehr entsprechen, werden ausgesondert. Und warum sollte man sie dann nicht einer allgemein nützlichen Verwendung zuführen: Ausbeutung, Arbeitslager, biologische Experimente am lebendigen Körper, Recycling von Menschenfleisch, von fötalem Zellenmaterial in der Kosmetik und so weiter ...?

„Machbarkeit“, der titanische Wahn sämtlicher totalitärer Ideologen hinter deren jeweiliger Maske, erschien nun endlich in Erfüllung zu gehen. Lässt sich nicht aus allem „Kapital“ schlagen, vor allem aus dem „Menschenmaterial“? Und das geschieht nicht allein im Bereich des sogenannten „Kapitalismus“, sondern etwa auch im „roten“ Machtbereich, in der gewesenen Sowjetunion oder in China, wo die Leichen von Millionen „Konterrevolutionären“ immer schon als Baumaterial



Arnold Pöschl: Menschen hinter Masken. CoV19-Dokumentations-Projekt. Die Arbeiten werden im Sommer in Alpen-Adria-Galerie in Klagenfurt zu sehen sein. Fotos: Arnold Pöschl

der „neuen“ Gesellschaft, als wohlfeile Gebrauchsware gewertet wurden. Wenn freilich die unantastbare Würde jedes einzelnen Menschenkindes nicht mehr gelten darf, was sind wir dann noch wert?

Allmächtig, zu allem berechtigt, dünkte sich der „neue Mensch“ und selbstberechtigt zu jeglicher Tat und Untat. Weltweit pervertierte wir den hehren Wert der Menschenrechte zum *Recht*, alles zu tun, *was uns gerade recht ist*.

Schöne neue Welt. In seinen alten Tagen ist Goethe das sogenannte „zweite Gesicht“ zuteil geworden; er sieht unsere „schöne neue Welt“ so wie sie ist (oder war?). Am Ende von Faust II fühlt sich das Universalgenie am Ziel aller seiner Träume und Ambitionen. Nicht dass Faust, der Magier, der Politiker, Ingenieur, Planer, Experimentator, dezidiert bösen Willens wäre, er ist bloß von der Leidenschaft beseelt, eben einen „neuen Menschen“, sich selber eine „neue Welt“ zu schaffen, den Homunculus in Serie: Er errichtet gigantische Dämme, gräbt tiefste Kanäle, um den Ozean einzugrenzen und auf dem so gewonnenen Lande ein gesellschaftliches Idyll einzurichten. Ein genialer Plan, allerdings stellt sich, kurz vor der Vervollendung, ein anscheinend geringfügiges Problem, denn auf der riesigen Baustelle hatte sich vor vielen Jahren das alte Paar

Philemon und Baucis eine armselige Hütte und eine Kapelle gebaut. Die beiden haben zu verschwinden, befiehlt die technische Vernunft; Mephistopheles, der Verführer, möge sich um die Entfernung dieses letzten Hindernisses kümmern, deutet Faust an: man sollte die beiden Alten „umsiedeln“. Der Teufel macht sich bereitwilligst ans Werk, am Ende sind Philemon und Baucis tot. Das aber habe er nicht gewollt, beteuert Faust, doch immerhin, so rechnet er: Jetzt würden „Räume vielen Millionen“ eröffnet ... „Im Innern hier ein paradiesisch Land [...] Solch ein Gewimmel möchte ich sehn! / Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn! / Zum Augenblicke dürft ich sagen: / Verweile doch, du bist so schön! / Es kann die Spur von meinen Erdentagen / Nicht in Äonen untergehn.“ Bloß Philemon und Baucis sind dafür getötet worden und die Lemuren haben Faustens Grab bereits ausgehoben.

Der alte Lockruf des Götzen Fortschritt, der Sirenton der diversen *Ideologen* der „Moderne“, das alte Versprechen des Mephistopheles, die neue Hybris der Moderne: „Ihr werdet sein wie Gott!“

Und dann wacht aus den Eingeweiden der sogenannten Natur auf einmal ein winziges Wesen auf, schillert unterm Mikroskop verführerisch wie eine fleischfressende



Blüte, schwebt wie Löwenzahn-samen sachte über Kontinente und Ozeane, verbreitet sich über die gesamte schöne neue Welt. Und dem Virus ist die Macht gegeben zu töten. Die weltweit auf Knien angebetete Macht der Ökonomie fällt wie ein Kartenhaus in sich zusammen, manche Menschen fangen langsam an, an der stolzen Selbstvergötzung des Menschen zu zweifeln. Die Hybris in der Maske des „Experten“ ist der schlechteste aller Ratgeber, auch wenn ihr längst in sämtlichen politischen Parteien der Erde, in den Laboratorien, in den Wissenschaften, von der Biologie bis zur Soziologie, prächtige Tempel errichtet wurden. Vielleicht, man wagt es kaum zu hoffen, entdecken die Leute unter dem Schock der Krise eine uralte Tugend wieder, nämlich die *Demut*. Diese ist zwar peinlich „unmodern“, dafür aber illusionslos, langmütig und gütig gegenüber der Schöpfung und allen Menschenkindern. Die Hoffnung stirbt zuletzt ...

● **Bertram Karl Steiner**

** 1948 in Niederösterreich, lebt und arbeitet in Kärnten, studierte Geschichte und Romanistik in Wien, verweilte als Lehrbeauftragter für österreichische Zivilisation an der Universität Brest in der Bretagne, war Kulturchef der Kärntner Tageszeitung, ist Verfasser mehrerer Bücher über Kärnten.*

Die Durchhalter

Die Kultur läuft derzeit auf Sparflamme. Wie sich Kärntner Kunstschafter über Wasser halten und was es trotz der vielen Absagen zu erleben gibt. Ein Rundblick ohne Anspruch auf Vollständigkeit.



Kärntens Kulturschafter stecken zwar fest, kämpfen sich aber unermüdlich weiter durch das Corona-Packeis. Von Schiffbruch keine Spur. Durchhalten und kreativ sein, heißt die Devise. Mit der „DS Morgenröte“, einem britischen Dreimaster auf Polarexpedition vor rund 100 Jahren, machen sich das Universitätskulturzentrum **Unikum** und der Verein **Vada** virtuell auf den Weg. Doch das abenteuerliche Unternehmen scheint dem Untergang geweiht, nichts geht mehr, Kärntens Kulturschafter sitzen im Packeis fest: Die „**Flaschen:post /Pismo v steklenici**“, mit der sich die beiden heimischen Kreativlabors via Internet melden, ist nur eine der spannenden und humorvollen Initiativen, mit denen sich die auf Eis gelegte Kunstszene im Land bemerkbar macht [siehe auch BRÜCKEseiten 24-25].

Zwei Monate kompletter Shutdown, die Unsicherheit bezüglich einer schrittweisen Lockerung der Maßnahmen, Einnahmementgang und Zukunftsangst ließen auch die Kunstszene zu Beginn der Krise in Schockstarre fallen. Die hat sich mittlerweile wieder gelöst, zahlreiche originelle Produktionen aus Kärnten kann sich die Kulturkonsumentin, der Kunstkonsument aus aller Welt heute in sein Wohnzimmer holen oder per Post zustellen lassen. Nicht die international gehypten Balkonkonzerte oder das Abspielen von Archivmaterial via YouTube ist damit gemeint. Es sind

kleine, feine Ideen, die ihre poetischen Kreise ziehen und dem Zuseher, der ZuhörerIn schnell ein leises Lächeln entlocken – und Neugierde auf mehr kulturelle Kost als Kontorapunkt zum Corona-Schrecken wecken. Allerdings: Ohne Internet würde die Kulturlandschaft auch bei uns düster aussehen. Wer hätte das gedacht: Die virtuelle Welt überbrückt für das auf Diät gesetzte Publikum die veranstaltungslose Zeit!

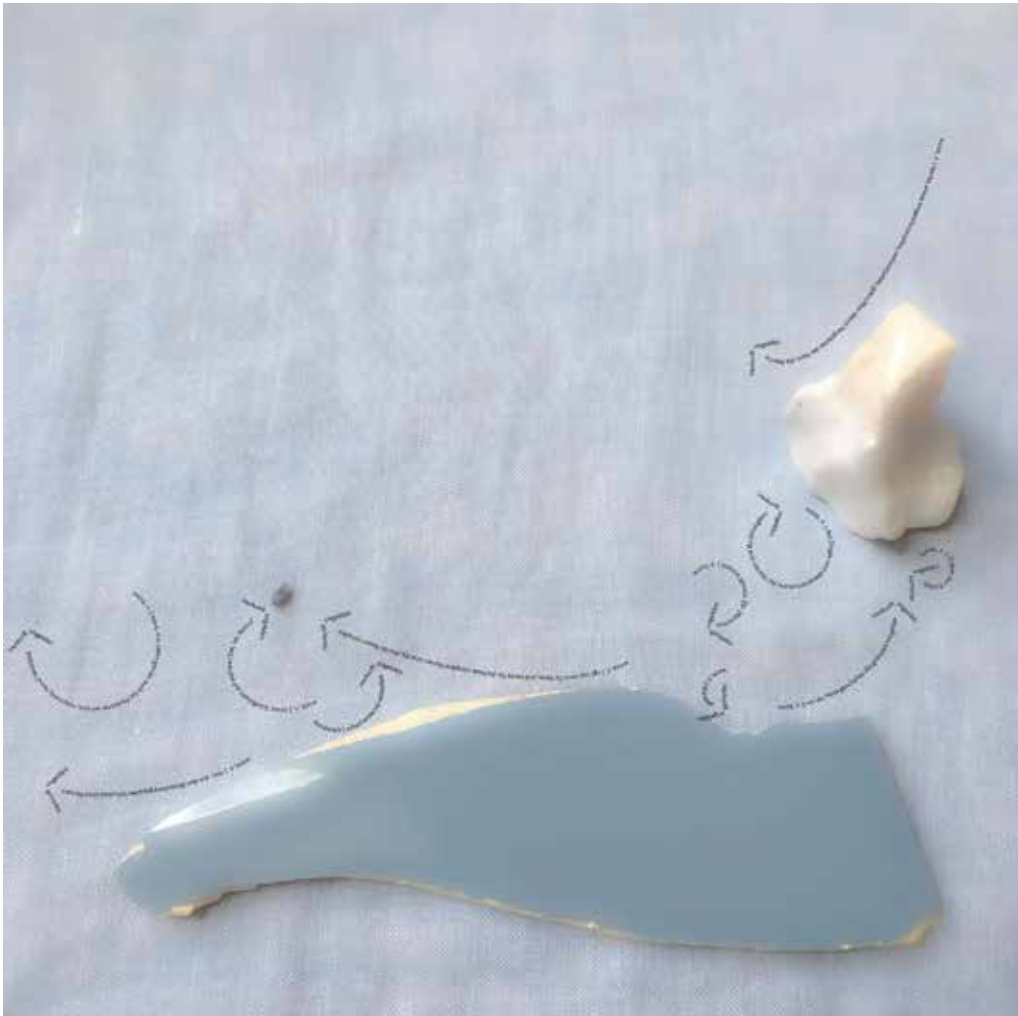
Neuer Platz für Kultur. Wer kann, versucht also sein Projekt auf einer anderen als der geplanten Ebene abzuhandeln. So wie die **IG KiKK**, die ihr CARINTHija 2020-Projekt „Demokratie in Bewegung“ kurzerhand ins Netz verlegte [BRÜCKEseiten 20-21]. In dem zweitägigen Online-Symposium wurden beeindruckende Zahlen zu Kärntens freier Kulturszene auf den Tisch gelegt: So besuchen rund 350.000 Menschen jährlich die mehr als viertausend Veranstaltungen der Kulturinitiativen, in denen rund eintausend Kulturarbeiter zum Großteil freiberuflich tätig sind.

Doch nicht alles lässt sich ins Internet verlegen. So ist etwa ein weiteres CARINTHija 2020-Projekt ins Stocken gekommen: Ein interaktiver Wandercontainer sollte durch dreißig Gemeinden Südkärntens ziehen und die Bevölkerung einladen, sich aktiv einzubringen (Katholisches Bildungshaus Sodalitas). **Veronika Kušej**, die mit **Miha Dolinšek** die Idee entwickelt

hat: „Wir wollten gerade den Bau des Containers in Auftrag geben, da sind die Verordnungen gekommen. Eine Verschiebung in den Herbst oder Winter hinein ist bei diesem Projekt nicht möglich.“

Virtuelle Bühne. Doch vor allem Kärntner Theatermacher*innen entdecken immer stärker das World Wide Web als Bühne. **Herbert Gantschacher** ist mit seiner Musiktheatergesellschaft Arbos seit Jahren ein Pionier in Sachen Internet-Übertragungen. Bis Mitte Juni findet heuer das 21. europäische und internationale visuelle Theaterfestival „Visual“ zur Gänze via Livestream statt. Gantschacher: „Anstatt zu lamentieren, eine große Kunst in Österreich, hat Arbos unter Einhaltung aller Regeln weitergearbeitet!“

Während der große Kulturtanker Burgtheater unter der Leitung des neuen Intendanten **Martin Kušej** vorerst auf das Abspielen von Archivmaterial hochgelobter Inszenierungen oder von Lesungen der Burg-Stars setzte, probierte die neuebuehnevillach etwas Neues aus: „Dieses Stück eignet sich einfach perfekt dafür“, preist Intendant **Michael Weger** Daniel Glattauers „Die Wunderübung“. In Form einer Video-Konferenz via Zoom war dabei das Publikum als stummer Zuseher bei einer Online-Paartherapie beteiligt. Weger, Regisseur und Darsteller in Personalunion, versuchte als Therapeut vor seinem Laptop im Homeoffice in Villach ein zer-



Kunstsinnige Flaschen:post aus dem Packeis: Christina Clar: Patterns In A Solid Field – Eisbilder. Foto: Christina Clar | Franziska Füchsl: Nasenatmung. Foto: Franziska Füchsl / UNIKUM | Sigrid Friedmann: Kaltes Fruchtfleisch. Foto: Sigrid Friedmann | Barbara Rapp-Ambrusch: Isolation im Krähenneest auf der DS Morgenröte. Foto: Barbara Rapp-Ambrusch/Niki Meixner



Der chinesische Bildhauer Wu Shaoxiang und eine Wandinstallation von Melitta Moschik. Fotos: privat / Moschik

strittenes Ehepaar, jeweils vor seinem eigenen Bildschirm in zwei Wiener Wohnungen, zu versöhnen. Sechsmal wurde das Stück, das schon 2016 seine (analoge) Premiere in Villach erlebte, gezeigt – der Zugang zur Videokonferenz wurde nach Anmeldung gratis vergeben.

Dient das Internet als Bühne, so wird das Zusehen fast immer ohne Eintrittsgeld ermöglicht. So handhabte es auch das klagenfurter ensemble, das via Homepage einige seiner besten Produktionen als Streaming-Angebot online stellte.

Analog mit Auflagen. Doch die Durststrecke des Aufführungsverbot nutzte Prinzipal **Gerhard Lehner** mit seinem Team hinter den Kulissen für Planungsarbeiten. Und so wurde, kaum dass das Theaterverbot mit Ende Mai fiel (unter Auflagen), ein „Auto Theater Festival Klagenfurt“ präsentiert. Für dreiunddreißig Aufführungen zwischen Juni und September werden dabei zum Beispiel Uraufführungen von Antonio Fian und Werner Kofler, Lesungen (u. a. Josef Winkler) und ein Konzert der Talltones geboten – dann allerdings wieder wie gewohnt gegen Eintritt.

Bernd Liepold-Mosser, Neo-Intendant des für heuer erstmals angesetzten „Klagenfurt Festival“, das so etwas wie ein Wiederauferstehen der legendären „Woche der Begegnung“ aus den 1980er- und -90er-Jahren werden sollte, muss seine Planungen allerdings auf nächstes Jahr verschieben – da es im Herbst 2020 „wegen der ebenfalls verschobenen CARINTHIJA-Veranstaltungen eng werden würde“. Doch Liepold-Mosser ist deswegen nicht arbeits-

los geworden. Im Herbst soll im Salzburger Landestheater seine Neuschreibung von Ferdinand Raimunds „Der Barometermacher auf der Zauberinsel“ herauskommen, außerdem ist eine Premiere im Wiener TAG geplant u. a. m.

Die Komödienspiele Porcia mussten von Intendantin **Angelica Ladurner** ausgerechnet in ihrer 60. Spielzeit ebenfalls schweren Herzens abgesagt werden: „Die Welt hält den Atem an“, meint sie in ihrer Videobotschaft traurig, „aber ein Theater ohne Publikum ist kein Theater!“ Eine Initiative von Kulturreferent LH Peter Kaiser ermöglicht aber, dass zumindest der beliebte Theaterwagen des Ensembles Porcia im Sommer mit einer adaptierten Komödienversion durch die Lande ziehen kann.

Schwer aufgrund der Abstandsregeln haben es auch Tanztheaterproduktionen wie das Tanztheater „einAnder“, das für CARINTHIJA 2020 „24 Stunden Grenzfahrt“ erarbeitet. Leiterin **Klaudia Ahrer**: „Wenn es nicht ohne Mundschutz geht, dann machen wir es nicht.“

Seitenweise Literatur. Nicht nur so manchen Theaterbesuch konnten die Kärntner (auf der ganzen Welt) online absolvieren. Auch Lesungen in unterschiedlichster Form wurden und werden im Netz gezeigt. Das Unikum-Team liest auf seiner Homepage in einer „Komplettlesung“ das gesamte neue Reise-Wanderbuch „**Aus der Enge**“ (von Gerhard Pilgram, Wilhelm Berger, Werner Koroschitz). Mit Kurzlesungen von Autor*innen des Kärntner SchriftstellerInnen-Verbandes und

des Verbandes slowenischer Schriftsteller*innen Österreichs aus der neuen **Anthologie** „Unser Kärnten/Náša Koroška“ machen die beiden Interessensvertretungen via YouTube auf ihr lesenswertes CARINTHIJA 2020-Projekt (Verlag Hermagoras/Mohorjeva, siehe BRÜCKE-Seite 69) aufmerksam – erstmals werden in dem sorgfältig gestalteten Buch (mit zwanzig Arbeiten bildender Künstlerinnen und Künstler aus Kärnten) sämtliche Texte in beiden Landessprachen abgedruckt. Herausgeberin **Gabriele Russwurm-Biró** über die Zusammenarbeit mit ihrem slowenischsprachigen Kollegen Niko Kupper: „Wir verständigen und verstehen einander schon seit vielen Jahren sehr gut und hoffen beide auf eine Zukunft mit mehr Augenmerk auf das Gemeinsame!“

Buchautor und Kolumnist **Egyd Gstättner** arbeitet nicht nur in Corona-Zeiten hauptsächlich von seinem Heimbüro aus. Das, was Geld einbringt, fällt allerdings seit Wochen aus: „Ich habe seit 30 Jahren im Schnitt zwanzig bis dreißig Lesungen pro Jahr in Kärnten, Österreich und darüber hinaus. Heuer habe ich drei absolviert, bevor der Lockdown kam. Finanziell massiv auswirken wird sich die Misere erst in der zweiten Jahreshälfte.“ Auf seine Kreativität habe das noch keinen Einfluss: „Die Schreibtischarbeit geht gut voran. Aber sie ist eben nicht an Bezahlung gekoppelt. Meine Hauptauftraggeberin ist derzeit die Schublade.“

Während Autor*innen „für die Schublade“ produzieren, bemühen sich die heimischen Verlage um „business as



Marie Lenoble mit ihrer Maske „Große Klappe“, ein Beispiel für Ina Loitzls Kunst-Masken und Tanja Prušnik mit ihrer Faltmaske. Fotos: privat

usual“, wie **Achim Zechner** (Verlag Heyn) erklärt. Mit Online-Versand könne man zwar die Umsatzausfälle im Sortimentsbuchhandel nicht wettmachen, an den Büchern des Herbstprogrammes werde trotzdem weitergearbeitet wie üblich. „Wir geben uns Mühe. Den Verlag gibt es seit 150 Jahren, wir haben zwei Weltkriege überlebt, wir werden auch das überstehen. Das ist meine Lebensaufgabe!“ Kündigungen gab es keine, doch die fünf Angestellten sind in Kurzarbeit. Verstärkt auf Social Media aktiv zu sein, sei nicht für alle Schreibenden einfach: „Für ältere Autoren ist das ganz was Neues, dass sie **YouTube-Lesungen** halten sollen.“ Auch Egyd Gstättnert stellte eine „Appetizer-Lesung“ auf seine Facebook-Seite sowie eine „Keller-Botschaft“ auf die seines Verlages (Picus).

„Wir verlegen uns auf neue Formen der Kommunikation“, erzählt auch **Lojze Wieser** von verstärktem Marketing via Social Media, damit „unsere Bücher das Licht der Welt erblicken“. Lesekreise, die online über Bücher diskutieren, werden mit Neuerscheinungen des Verlages beschickt, Buchhändler*innen direkt angeschrieben, E-Books als „Geschenk des Hauses“ versandt. „Wir leben ja davon, dass unsere Bücher vom Buchhandel angepriesen werden, vom direkten Kontakt.“ Das sei jetzt wochenlang weggefallen und schwer wieder aufzuholen. Das Herbstprogramm werde mit zwei bis drei Neuerscheinungen wohl eher ein erweitertes Frühjahrsprogramm werden. Sorgen macht dem Verleger die Frage der Liquidität, da eine verstärkte Zahl an

Remissionen aus den Buchhandlungen zu befürchten ist.

„Wir haben genügend zu tun“, betont auch **Martina Mosebach-Ritter** (Ritter Verlag), obwohl der Ausfall der Leipziger Buchmesse schmerze: „Das ist vor allem für Autoren schade, die ihre Erstveröffentlichung bei uns präsentieren wollten.“ Überhaupt macht sich die Verlegerin mehr um ihre Autor*innen als um ihren Verlag Sorgen: „Jeder Autor ist ja ein Einzelunternehmer. Denen brechen komplett die Einnahmen weg!“ Glücklicherweise würden ja die Druckereien, wenn auch manchmal (wegen Schwierigkeiten mit den Papierlieferungen) verzögert, so doch weiterarbeiten. Doch auch sie betont: „Der Sortimentsbuchhandel ist unser wichtigster Partner!“

„Gespräche kann man nicht nur digital führen“, betont **Adrian Kert** (Hermagoras/Mohorjeva) die Wichtigkeit des persönlichen Kontaktes, der in Corona-Zeiten so fehlt. Trotzdem ist er zuversichtlich: „Die Resonanz auf unser verstärktes Marketing via Newsletter und dergleichen ist gut, die Aufrufe regional und lokal zu bestellen fruchten. Hoffentlich vergessen die Leute das nicht und es bleibt auch nach der Krise so!“

Gernot Ragger vom Verlag „der wolf“ in Völkermarkt ist quasi ein Ein-Mann-Unternehmen, das vom Lektorat über Korrekturen bis zum Layout alles selbst macht. Die Druckereien in Ungarn und der Slowakei, mit denen er arbeitet, sind zum Teil auf Kurzarbeit umgestellt und nehmen keine neuen Aufträge an. Buchproduktionen stornieren kommt für den

Verleger und Autor aber nicht in Frage, es gebe eben zeitliche Umschichtungen. „Am schlimmsten ist der Einnahmengang, da Messen, Autorenlesungen, Ostermärkte, Buchhandel weggefallen sind“, erlaubt Ragger einen Blick in seinen Geschäftsalltag. „Der Vorteil: Ich komme als Autor selbst mehr zum Schreiben“, zeigt er sich dennoch optimistisch.

Bücher seien keine lebensnotwendigen Güter, Lieferungen würden daher nur mit längeren Wartezeiten möglich sein, befand am Höhepunkt der Krise der Online-Händler Amazon. Wie lebensnotwendig der Verkauf von Büchern aber für die Autoren ist, erkannte die Verwertungsgesellschaft Literar Mechana, die unbürokratisch und kurzfristig im März geholfen hat – mit Ausfallshonoraren für Schriftsteller*innen, deren Lesungen entfallen sind. Egyd Gstättnert: „Ansonsten? Der Verweis des Kulturstaatssekretariates auf den Härtefonds der Wirtschaftskammer war der reinste Murks, Bürokratie bis zum Gehnichts mehr. Das habe ich gleich bleiben lassen. Und man will sich ja nicht mit den Friseuren und Gastronomen, denen die Existenz noch schlimmer abgeschnitten ist, um ein Almosen balgen.“

Mit „**Schreibweitergeschichten**“ regte **Carmen Kassekert** mit dem Verein „Slam if you can“ das Publikum dazu an, selbst aktiv zu werden. In einer Fortsetzungsgeschichte, an der sich alle beteiligen konnten, die sich registrierten, wurde ein Kärntner Superheld zum Leben erweckt. Die Abenteuer des Regalschlichters Hörbi Maurer konnte man alle zwei Tage Kapitel



„Couture“ vom Teatro Zumbayllu und „Sie haben Post/Dobili ste pošto“ von und mit VADA und Branka Jovanović. Fotos: Zumbayllu / VADA

für Kapitel via Homepage und Facebook mitverfolgen (www.hoerbie.at). Ebenfalls quasi an der Hand nahm das **Teatro Zumbayllu** sein Publikum bei Online-Führungen, die virtuell Einblicke in die Kostümwelt der „Couture Zumbayllu“ gewährten – vom Klagenfurter Raum 8 aus riefen Florian und Sara Zambrano den Menschen zu: „Rettet das Theater!! Denn ohne Theater ist kein Leben möglich!!!“

Mit **virtuellen Postkarten** versucht der Theaterverein Vada dem Publikum seine jüngste Ausstellung zu präsentieren: Anstatt die Veranstaltung zu streamen, entwarfen **Yulia Izmaylova** und **Felix Strasser** gemeinsam mit **Branka Jovanović** eine interaktive Ausstellung mit dem Titel „Sie haben Post/Dobili ste pošto“, bei der das Publikum, die Multi-Mediakünstlerin und deren Exponate auf dem Postweg miteinander kommunizieren können (post.vada.cc).

Ateliers als Homeoffice. Bildende Künstlerinnen und Künstler, ähnlich mit dem Homeoffice vertraut wie Schriftsteller*innen, vermissen vor allem den regulären Ausstellungsbetrieb, auf den sie oft monatelang hinarbeiten. So auch das seit Jahren

in Kärnten lebende und arbeitende Künstler-Ehepaar **Wu Shaoxiang** und **Jiang Shuo**, das in Wien und Singapur bei aktuellen Schauen nicht dabei sein konnte. Doch die Chinesen sind froh, die Corona-Krise in Kärnten zu überstehen. Wu: „Hier sind die Maßnahmen viel besser. Wir leben so wie vorher, ich arbeite im Garten. Nur meine Tätigkeit als Professor an der Kunstakademie in Tianjin kann ich derzeit nicht ausüben.“

Von **Melitta Moschik** mussten gleich zwei geplante Ausstellungen verschoben werden: Anfang Mai hätte das vom Kunstverein Kärnten konzipierte interdisziplinäre Kunstprojekt „Zeit. Čas. Tempo“ starten sollen (neu: November 2020). Und das für CARINTHJa 2020 geplante Brückenprojekt „Brücken bauen/Gradimo mostove“ wartet ebenfalls noch auf seine Realisierung (an der Brücke Seidendorf – Völkermarkt – Stein). Doch die nächsten Herausforderungen für die Künstlerin liegt bereits auf ihrem Tisch: Derzeit arbeitet sie an einem vom Land Steiermark ausgeschriebenem Wettbewerb zur Gestaltung eines Denkmals in Reflexion auf die Corona-Pandemie. Moschik über das Arbeiten unter erschwerten Umständen: „In

meiner konzeptuellen künstlerischen Arbeit sehe ich mich durch die Corona-Krise persönlich nicht eingeschränkt, wohl aber in der industriellen Fertigung meiner Gestaltungen, da alle meine Produktionsfirmen ihren Betrieb eingestellt haben!“

Masken-Ball. Der Kunstverein Kärnten, mittlerweile wieder (unter Einschränkungen) zugänglich, verlängerte seine aktuellen Ausstellungen bis Mitte Juni und ließ sich ein besonderes Angebot für die Besucher*innen einfallen: Mitglieder des Kunstvereins von Marianne Bär bis Ina Loitzl, Marie Lenoble bis Wolfgang Grossl u. a. m. gestalteten **künstlerische Masken** zum Verkauf.

Mit dem Schneiden von Masken reagierten viele Künstler*innen des Landes: Die Kärntner Siebdruckerin, Designerin und Trägerin des BA Kunstpreises **Stephka Klaura** [siehe BRÜCKEseiten 42-43] reagierte schnell und produziert seit Wochen in ihrem zum Atelier umgebauten Wirtshaus in Wien Ottakring den individuellen Mund-Nasen-Schutz: „Hier explodiert gerade die Anfrageflut und wir haben unser Team nun erweitert. Familie und Freunde ... alle helfen sie mit!“



Galeristin Lena Freimüller. Foto: Joana Pianka

Tanja Prušnik, Präsidentin des Künstlerhauses in Wien, macht ihre Masken-Unikate zu Kunstobjekten. Mit einem entsprechenden Objektkasten, den man an die Wand hängt oder als Raumobjekt postiert, wirken die Masken wie Skulpturen. Diese Kunst Masken oder „multiple readymades“ beeindrucken mit kunstvollen Faltungen im Stil der Origami-Technik.

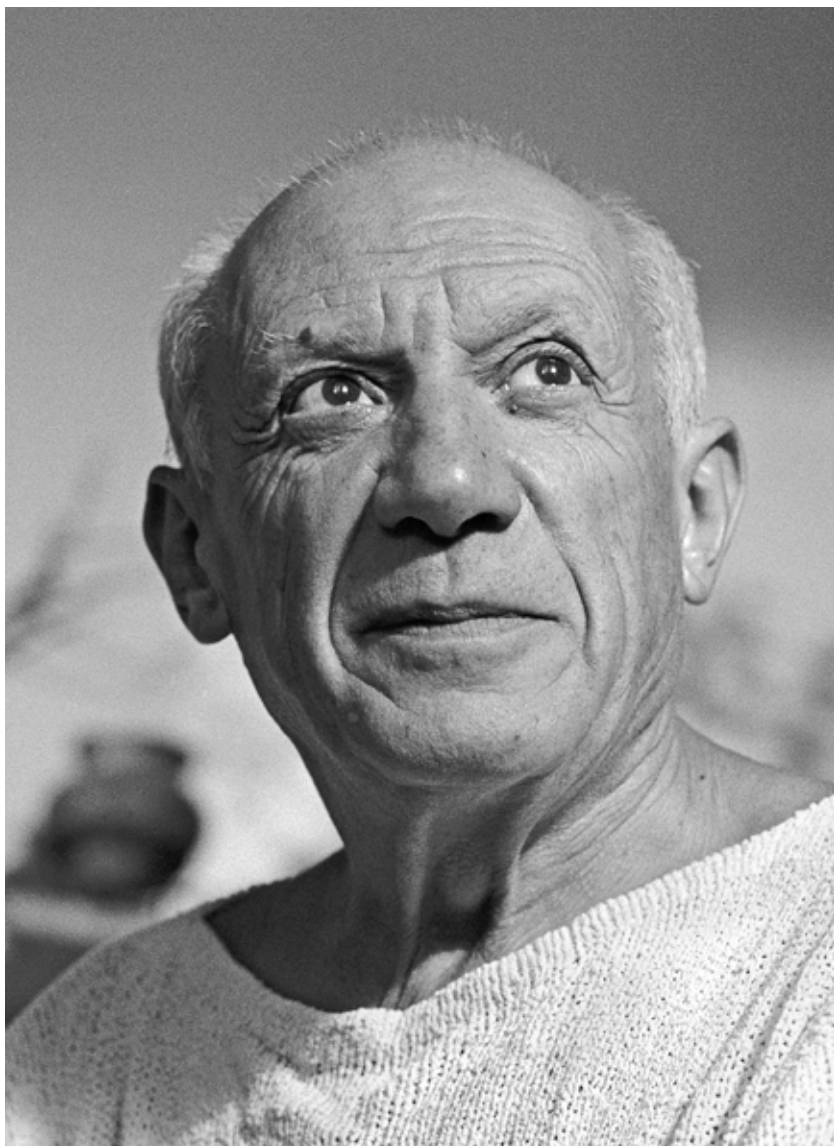
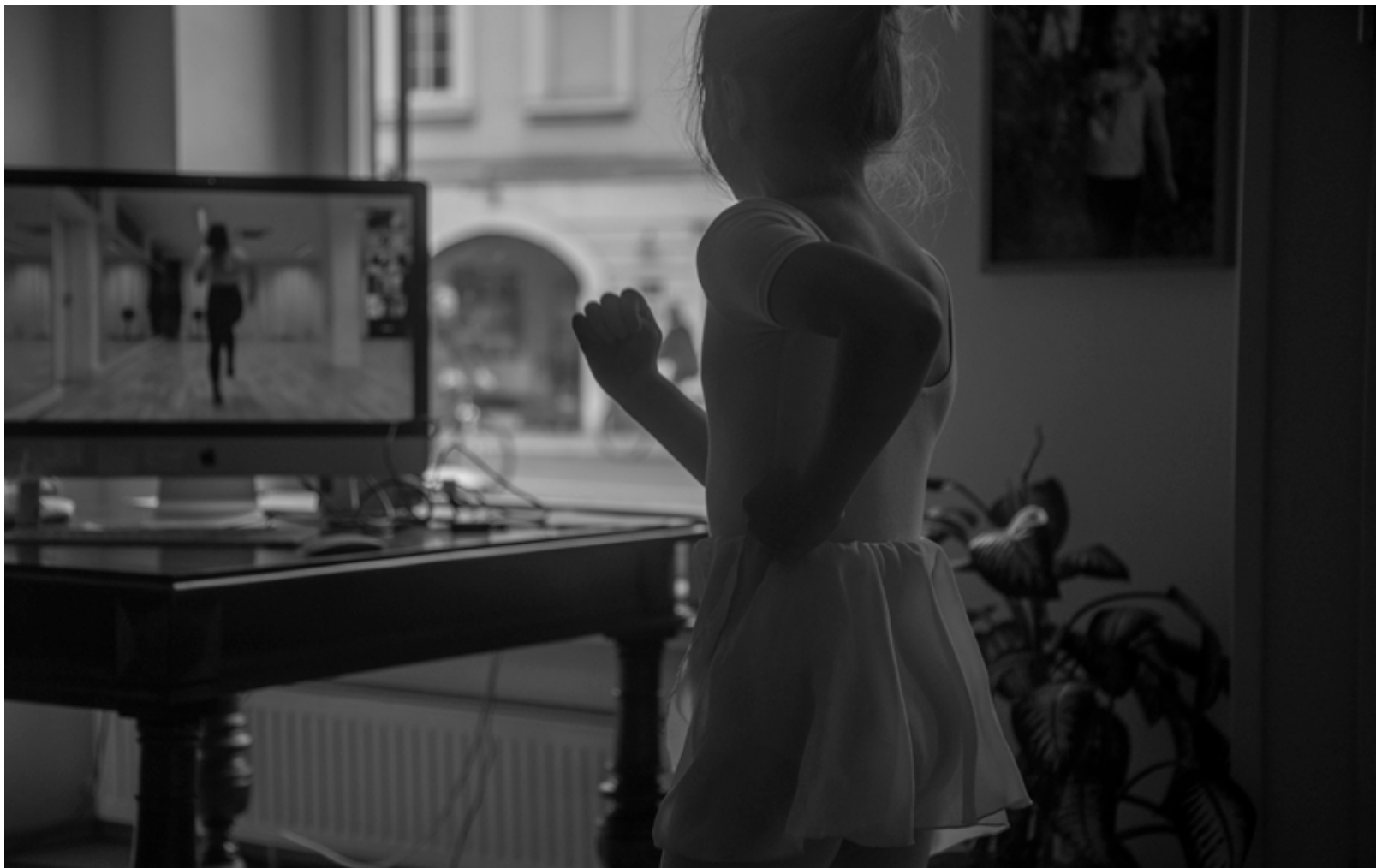
Dass auch Künstler*innen oft Familienmenschen sind, die Homeschooling und Arbeit, Existenzsorgen und soziale Isolation unter einen Hut bringen müssen, müde werden und sich gequält wie alle anderen mit der Bürokratie herumschlagen, ist dem kulturrainen Publikum oft nicht bewusst. **Sigrid Friedmann**, Video- und Installationskünstlerin, bringt es auf den Punkt, wenn sie sagt: „Ich glaub, es ist ein großer Unterschied, ob man jetzt in dieser Zeit als Künstler*in zu Hause Kinder hat, denen langweilig ist und die mit Homeschooling betreut werden müssen oder ob man in Ruhe, relativ unabgelenkt die Zeit zum Arbeiten nutzen kann.“ Auch die Villacher Konzeptkünstlerin und Autorin **Simone Dueller** stimmt da mit ein: „Wir haben keine Pressesprecherin und neben den

Kindern und der Arbeit wenig Zeit, um Aussendungen zu machen.“ Sie kritisiert, dass medial vor allem von virtuellen Kunstaktivitäten berichtet wird, die aus den Hauptstädten kommen: „Dabei gibt es gar keinen Unterschied, ob eine Galerie oder ein Museum Online-Kunstvermittlung anbietet oder wir in der Galerie Freihausgasse in Villach. Beides findet zu Hause statt. Und unsere unzähligen Aktivitäten mit **@theateracme** – wie unser Podcast mit tollen Gästen wie den Gebrüdern Moped und Vera Kropf (Luise Pop), unser Kinderbuch „Nur Mut, Herr Hut“, das derzeit kostenlos heruntergeladen werden kann (www.acmeonline.org) und das aktuelle Online-Schreibprojekt „die Corona-Files“ können überall auf der Welt gelesen und angehört werden.“

Schaufenster zur Kunst. „Bei den Künstlern erwartet man bei Krisen immer, dass sehr schnell etwas Kreatives rauskommt“, spricht die Klagenfurter Galeristin **Lena Freimüller** (Galerie 3) ein weit verbreitetes Klischee an. „Alle denken, dass wir im Kulturbereich die Kreativität gepachtet haben.“ Sie ist eine der Galeristinnen, die besonders durch die persönliche Betreuung

„ihrer“ Künstler*innen punkten. Regelmäßige Blogs, Postings, Newsletter gab es von der Galerie 3 schon vor der Corona-Krise. Das analoge Erleben von Kunst könne dadurch aber nicht ersetzt werden. „Wir haben uns bewusst dagegen entschieden, in der Krise nur im virtuellen Raum zu agieren“, betont die Klagenfurterin, die seit einem Jahr auch einen kleinen, feinen Schauraum in Velden betreibt, bei dem auch Passanten im Vorübergehen die regelmäßig wechselnden Ausstellungen erleben können. Sie setzt ebenso mit ihrem Projekt Flux 23 auf Kunst im öffentlichen Raum, initiiert und kuratiert barrierefreie Projekte und denkt „Galerie“ neu.

Neu denken musste auch **Arthur Ottowitz** (Werner Berg Museum Bleiburg) die Ausstellung „Manfred Deix trifft Werner Berg“, die schließlich doch, wenn auch um drei Wochen verspätet, eröffnen konnte. Zu Beginn der Krise war alles unklar: Ob die Speditionen mit den Leihgaben fahren dürfen, wie weit die Versicherungen dafür abgeschlossen werden können, ob man überhaupt Plakate drucken lassen soll, wann man die Fassadengestaltung am Hauptplatz hängen kann, et cetera, et cetera. „Die Ausstellung kann über Video



Gerhard Maurer: aus der Serie „what are we waiting for“. Die Arbeiten werden im Sommer in Alpen-Adria-Galerie in Klagenfurt zu sehen sein. Foto: Gerhard Maurer | Ab 6. Juni „Von Picasso bis Hockney. EDWARD QUINN, Künstlerfotograf“ in der Stadtturm-galerie Gmünd. Foto: Edward Quinn: Picasso in seinem Bildhaueratelier in Le Fournas, 1953. | Beim Gitarrenfestival in Millstatt sind heuer statt der Musiker*innen aus aller Welt heimische Gitarrenvirtuosen zu Gast. Foto: Sergej23/pixelio | „Viech“ steht auf der Gästeliste des Carinthischen Sommers. Foto: Gerfried Guggi

nicht so drübergebracht werden“, ist Ottowitz erleichtert, dass die Schau nun doch zustande kam, „ein bissl Lachen nach dieser anstrengenden Zeit tut uns allen gut!“ Museen sind ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Vor zwei Jahren lockten die Bleiburger mit einer Gottfried-Helwein-Ausstellung mehr als 22.000 Besucher an, pro Jahr zählt man in den Kärntner Museen insgesamt rund 550.000 Besucher, die eine Wertschöpfung von rund 12 Millionen Euro erwirtschaften.

Die Künstlerstadt Gmünd, die so wie alle anderen heuer auf Ausstellungseröffnungen verzichten muss, bringt erstmals ein „Vademecum“ als Führer durch die zahlreichen Galerien und Museen heraus. **Erika Schuster** von der Kulturinitiative Gmünd: „Auf einen Blick soll deutlich werden, was alles in Gmünd zu sehen ist, was wo und wann offen hält und zum Staunen und Kennenlernen einlädt!“ Ab 6. Juni ist in Gmünd die kurzfristig anberaumte Ausstellung in der Stadtturm-galerie zu sehen: „Von Picasso bis Hockney Edward Quinn, Künstlerfotograf“.

Die meisten anderen Museen öffnen mit Ende Mai ihre Tore, das Klagenfurter Musil-Museum ist am 2. Juni soweit.

Ruhiger Konzertsommer. Und die Musik? „Die Situation ist eine Katastrophe für den gesamten Kulturbetrieb“, meint **Arthur Ottowitz** von der Kulturinitiative Bleiburg, „vor allem die Musiker sind auf Auftritte angewiesen.“ So wie sein Jazzveranstalter-Kollege **Hans Jalovetz** vom Kulturforum Villach musste er Konzerte absagen, Flüge und Zugreisen stornieren, vorverkaufte Eintrittskarten rückerstatten. Jalovetz: „Bedauern tue ich die Künstler, die leben ja von den Tourneen.“

Kurzfristig umprogrammiert hat **Julia Malischnig** ihr Gitarrenfestival in Millstatt. Statt der internationalen Gitarrenvirtuosen, die sie im Sommer nach Oberkärnten holen wollte, lädt sie nun vom 5. bis 9. August heimische Gitarristen ein: „Wir setzen auf Regionalität.“ Rasch umdisponiert haben auch **Elena Denisova** und **Alexei Kornienko**: Das Musikfestival „Wörthersee Classics“, das ursprünglich Anfang Juni hätte stattfinden sollen, wird nun am 29. November eröffnet.

Holger Bleck, Intendant des Carinthianischen Sommers, will sein Festival auf keinen Fall absagen: „Mein Ziel ist, dass wir im Juli und August spielen!“ Konkrete Entscheidungen was und wie soll es Anfang Juni geben.

„Durchhaltevermögen“ wünscht das **Kulturforum Amthof** Künstler*innen und Publikum, denn auch die Feldkirchner Kulturarbeiter mussten bis in den Sommer hinein alle Veranstaltungen absagen, darunter auch das Pfingstfestival der Alten Musik und das dritte Tango-Festival. Als virtuelles Trostpflaster gibt's auf der Homepage des Amthofs Links zu Videos mit Klassik-, Jazz- und Folkmusik sowie zu Karikaturen.

Ein Bild vom Leben in der Krise kann man sich auch mit Kärntner Fotokünstlern machen. **Arnold Pöschl**: „Nachdem ich Leute zu Hause abgelichtet habe, porträtierte ich nun Menschen in Klagenfurt mit Masken [siehe BRÜCKEseiten 6-7]. Eine sehr befremdliche Situation wird so festgehalten.“ Und auch der Klagenfurter Fotograf **Gerhard Maurer** arbeitet an einem Fotoessay und dokumentiert seine Familie, sein Zuhause und sein unmittelbares Lebensumfeld [siehe BRÜCKEseiten 19 und 27]. **Johannes Puch**, Fotograf und begeisterter Hobbykoch hat seine zwei Leidenschaften kombiniert und ist in der Kombüse sowie in der Dunkelkammer der „DS Morgenröte“ zu finden: An Bord des Kunstprojektes „Flaschenpost“ (Unikum/Vada) bereitet er als Smutje Matrosen-Sushi, einen Skorbut-Salat und andere Köstlichkeiten zu. Mit einem Klick ins Internet wird sichtbar: Kunst ist kein schlechtes Rezept gegen die Krise.

● Karin Waldner-Petutschnig

(55) ist freie Kulturjournalistin in Klagenfurt. Neben ihrer fast 30-jährigen Tätigkeit bei der „Kleinen Zeitung“ leitete sie 12 Jahre den Carinthia-Verlag und drei Jahre das Museum Liaunig.



Night of the Living Dead (1968), ein Klassiker des US-Filmmachers George A. Romero. Foto: George A. Romero

welter.skelter

Die Unzeit

Der Sonntag war mir von allen Wochentagen immer schon der verhassteste. An Sonntagen versuchen die Menschen etwas zur Ruhe zu kommen, versuchen ein klein wenig Erholung zu finden, eh sie am Montag im reißenden Strom eines turbokapitalistischen Systems wieder unterzugehen drohen. Jetzt, in einer Zeit, die ihren linearen Lauf verlassen hat und zur Unzeit wurde, fühlt sich jeder Tag wie ein quälend langer Sonntag an. Zäh und dickflüssig ist die Unzeit. Sie strömt in alle Richtungen. Schon in den frühen Stunden dieses ewigen Sonntags hat sich eine seltsame Bleiernheit meiner ermächtigt und will seitdem nicht mehr von mir lassen. Kaum Platz zum Atmen. Im trockenen Mund, unter der Maske, der säuerliche Geschmack von Rost und Knochen. Jemand hat der Welt ihr Mark entrissen und durch ein hohles Skelett aus Angst und Verunsicherung ersetzt. Auf allen Kanälen wird gezeigt, wie Kunst und Kultur zu Grabe getragen werden. Nur vorübergehend tot, sagen sie. Kunst und Kultur: missachtet, geschändet, in ein dreckiges Loch geschmissen und mit fauler Erde zugeschüttet. Irgendwann werden wir sie schon wieder zum Leben erwecken, sagen sie. Als Untote freilich nur, sage ich. Untote in einer Unzeit. Das passt. Was noch? „Die Pest“ von Albert Camus. Allorts vergriffen im Moment, dafür in einer mehrstündigen Marathonlesung vorgetragen von fast 120 Personen. Dabei durfte ich mitwirken. Das war gut. Ansonsten ist da, will man von den üblichen Fäkalien einmal absehen, nichts, das in dieser Unzeit aus mir raus will, aus mir raus muss. Diese paar Zeilen hier bloß, die einer gerne als ersten und letzten Eintrag eines Miniatur-Coronatagebuchs verstreuen darf. Mehr ist da nicht. Jemand hat der Welt ihr Mark entrissen und mit einem Skelett aus Angst und Verunsicherung einen nicht mehr enden wollenden Sonntag, dem mir verhasstesten aller Wochentage, geformt. Eine bleierne Schwere hat sich seitdem meiner ermächtigt. Nichts, das aus mir raus will. Nur das Warten auf den Montag. Nur das Warten auf das Ende der Unzeit.

● Oliver Welter

Musiker, Schauspieler und Autor. Geboren in Klagenfurt, lebt in Klagenfurt und Innsbruck, stirbt vermutlich in Klagenfurt oder Innsbruck oder gar nicht.



Kultur – ein Lebensmittel kämpft ums Überleben

Ein Gespräch mit Landeshauptmann Peter Kaiser.

Durch „Corona“ befinden wir uns in einer Krise von globalen Dimensionen. Kann man die Kultur als ein „Überlebensmittel“ für die verunsicherten Menschen sehen?

Ja. Historisch gesehen, etwa in Kriegs- und Nachkriegszeiten, spielte die Kultur eine enorme Rolle für die Gesellschaft. Ich erinnere an Namen wie Jura Soyfer oder Kurt Tucholsky. Nicht zu vergessen die Wirkung von Humor und Satire gerade in lebensgefährlichen Situationen. Noch einmal, ja. In der gegenwärtigen Lage mit der Covid-19-Pandemie ist aber das Lebensmittel Kultur selbst in die Lage geraten, um sein Überleben kämpfen zu müssen. Wir haben es mit einem dialektischen Prozess zu tun: Einerseits spendet die Kultur Hoffnung, gibt Mut, eröffnet neue Perspektiven; andererseits sehen wir die Kulturschaffenden, die um ihr materielles Überleben zu kämpfen haben. Die prekären Lebensverhältnisse, unter denen sie leiden, sollten ein alarmierendes Zeichen für die gesamte Gesellschaft sein. Es bedarf eben einer ordentlichen Sozialversicherung, einer Einkommenssicherung. So utopisch das vielleicht klingen mag: Wenn es eines Beweises bedurfte, wie nützlich ein Grundeinkommen wirklich wäre, hier wird es offensichtlich.

Ist die gegenwärtige Situation auch ein Indiz dafür, wie tief die Kärntner Gesellschaft vom Bedürfnis nach Kultur durchdrungen ist?

Ich zögere ein wenig. Ja, es schmerzt, dass man das Bedürfnis nach kulturellen Aktivitäten derzeit nicht völlig befriedigen kann. Die Vielfalt der Kultur bringt es mit sich, dass sie eine besondere Stellung im

gesellschaftlichen Gefüge einnimmt; vielleicht wird ihre gesamtgesellschaftliche Kraft uns erst jetzt mit der Corona-Krise in vollem Umfang bewusst. Wie sehr die Kultur den Menschen fehlt, ist evident. Auch bei der Berechnung des Existenzminimums sollte das eingerechnet werden, hier gibt es sehr wohl einen Anspruch auf Anteilnahme am kulturellen Leben. Wir denken da an Vergünstigungen bei Tarifen etc. Möglichst viele Menschen sollen in den Genuss kultureller Einrichtungen kommen.

Wie reagieren Kulturschaffende und Publikum auf die Krisensituation?

Mit durchaus berechtigter Kritik und Enttäuschung auf vielen Ebenen der Kulturpolitik. Es ist auch Selbstkritik angebracht: Man hat Wünsche, mehr zu tun, aber ... Ein bedrückendes Gefühl des Zuwenig lässt sich nicht leugnen. Wir bemühen uns schon in der vierten oder fünften Videokonferenz, um gemeinsam mit allen involvierten Partnern zu möglichst raschen Lösungen im Sinne der in ihrer nackten Existenz bedrohten Kulturschaffenden zu gelangen. Und ich hätte mir in dem Zusammenhang auch eine Soforthilfe seitens des Bundes erwartet. Die Betroffenen zeigen sich gerade von der grünen Staatssekretärin besonders enttäuscht ...

Übrigens Kompliment an die IG KiKK, die Interessensgemeinschaft der freien Kulturinitiativen in Kärnten/Koroška, die stets kritisch auch mir gegenüber, in diesen Tagen doch beweist, wie wichtig sie in der Kulturszene des Landes ist. Sie weist laut und deutlich auf Schwierigkeiten und Notlagen hin; das halte ich für sehr wichtig.

Wir haben es zunächst mit den größeren Kulturanstalten wie Stadttheater, KSO, Gustav Mahler Privatuniversität, Carinthischer Sommer, Komödienspiele Porcia zu tun, mit den vielen Personen, die hier ihre Arbeitsplätze haben. Wie vermag die Kulturpolitik Kärntens hier einzugreifen? Sind die finanziellen Mittel zumindest mittelfristig ausreichend?

Wir müssen hier sehr differenziert und auf den jeweiligen Bereich abgestimmt vorgehen. Was das Theater betrifft, ist es uns möglich geworden, Kurzarbeit durchzusetzen, damit Massenentlassungen verhindert werden konnten. Jetzt brauchen wir rasch einen Zeitplan, um zumindest Probenvorläufe zu ermöglichen. Vielleicht geht sich die Premiere von „Elektra“ im September doch noch aus. Auch kann man bei der hoffentlich nicht allzu fernen Wiedereröffnung unter Berücksichtigung der gesundheitspolitischen Auflagen, wie der Abstände zwischen den Zuschauerinnen und Zuschauern, 300 bis 400 Plätze im Hause bereitstellen. Es ist noch ausreichen Zeit vorhanden, um Modelle zu entwickeln. Zum Beispiel könnte man Parterre und Parkett mit den jüngeren Zuschauer*innen besetzen und den Älteren die Logen zur Verfügung stellen. Was den Carinthischen Sommer betrifft, so wollen wir zuwarten so lange es nur geht und auf eine Verbesserung der Pandemie-Situation hoffen. Vielleicht wird es doch möglich werden, das Festival in kleinerer Form durchzuführen. Die Gustav Mahler Privatuniversität ist seit 18. Mai wieder in angemessener Weise in Betrieb.

Bei den Komödienspielen Porcia haben wir mit der Intendantin Angelica Ladurner das vielversprechende Modell eines „Kärntner Theaterwagens“ entwickelt, auf dem vom 1. Juli bis zum 14. September Protagonistinnen und Protagonisten auftreten werden. Es wird sich um Aufführungen im Freien mit akustischer Verstärkung in verschiedenen Gemeinden handeln. Dieses Straßentheater soll auch anderen Compagnien und Schauspielern an sechzig Tagen parallel zum Ensemble des Theaterwagens als Aufführungsort zur Verfügung stehen. Damit haben wir auch die Chance, vermehrt Kunst zu den Menschen in den Regionen zu bringen.

Die finanziellen Mittel werden immer zu gering sein, das ist mir wohl bewusst. Vergessen wir freilich nicht, dass Kärnten schon drei finanzielle „Sturmtiefs“ hinter sich und bewältigt hat. Jetzt heißt es, der Kulturszene möglichst effektiv zur Seite zu stehen. Mir geht es heute im Wesentlichen darum, durch Härtefonds und spezifische Förderungen existenzielle Nöte zu überbrücken und Berufsverluste zu verhindern. Nur die schnellste Hilfe hilft wirklich. Wenn man bei der Pandemie so lange gewartet hätte wie bei der Unterstützung im Kulturbereich, hätten wir eine weitaus größere Ausbreitung der Seuche.

Zu alldem kommen die Probleme der immens wichtigen Freien Szene, aber auch jene der Literatinnen und Literaten, der bildenden Künstlerinnen und Künstler. Ihnen drohen Einbußen, die schwer zu überbrücken sein dürften.

Wir arbeiten zum Beispiel intensiv an der Schaffung von Synergien von Kunst und Wirtschaft, die beiden Seiten zugute-

kommen würden, sowie an Verlagsförderungen sowie an der Errichtung von Arbeitsstipendien im literarischen Bereich. Literatinnen und Literaten sind ja darauf angewiesen, dass ihre Werke erscheinen. In dieser Richtung kann ich mir vorstellen, Lesungen im kleineren Kreis zu veranstalten.

Das kulturelle Programm des Jubiläumsjahres „CARINTHija 2020“ wird ja nicht so wie vorgesehen ablaufen können. Wie wird das Land damit umgehen?

Wir hoffen, im Juni die Mobile Ausstellung [siehe BRÜCKEseiten 60-63] eröffnen zu können. Wir möchten alles durchführen, was vom geplanten Programm in unserer Lage nur geht. Bislang gilt der 31. August als Termin für das Ende des kulturellen Shutdowns. Vielleicht aber könnte man dennoch wichtige Termine des Jubiläumsprogrammes vorverlegen, das kommt allerdings auf die Entspannung der Covid-19-Situation bis dahin an. Ansonsten wird das Programm eben zeitverschoben bis 2021 ablaufen. Das Jubiläum ist ja nicht unbedingt datumsfixiert, prioritär sind die Inhalte. So werden von den insgesamt 89 eingereichten Projekten 88 durchgeführt werden [siehe BRÜCKEseiten 54-58], einige wenige eben erst im Jahre 2021. Die geplante Abschlussveranstaltung, das „Fest der Täler“, wird voraussichtlich in einer anderen Form stattfinden müssen. Man hätte ja mehrere zehntausend Menschen erwartet.

Und Ihr Fazit aus der weltweiten Erfahrung mit dem Coronavirus?



Es wird uns schmerzlich bewusst werden, dass der Viren-pandemie eine Arbeitslosenpan-demie folgen wird, mit allen gefährlichen Konsequenzen für die Gesellschaft. Wir werden aktiv dagegen auftreten müssen, dass sich auf längere Sicht eine Kultur der Unterdrückung und der Obrigkeitshörigkeit etabliert. Eine solche Krise, die früher zu unversöhnlichen politischen und gesellschaftlichen Gegensatzpositionen geführt hätte, könnte uns diesmal auch zur Erkenntnis führen, dass wir wechselseitig voneinander abhängig sind. Das wiederum könnte zur Ausbildung einer neuen Form von Solidarität führen. Vielleicht dämmert es jetzt so manchem Neoliberalen, dass der „Markt“ allein nicht dazu in der Lage ist, eine solche globale Krise zu bewältigen. Das Prozesshafte der gesellschaftlichen Entwicklung zeigt, dass man nie einen fixen Standpunkt erkennen kann. Denken wir da auch an die Klimaveränderung, gegen die es keinen Impfstoff gibt. Sollten wir nicht radikal, im Sinne von der Wurzel her, gegen das Überflüssige auftreten, das wir bisher aus Rücksicht auf die Bequemlichkeiten der Wohlstandsgesellschaft für unverzichtbar gehalten haben?

● **Bertram Karl Steiner**

* 1948 in Niederösterreich, lebt und arbeitet in Kärnten, studierte Geschichte und Romanistik in Wien, verweilte als Lehrbeauftragter für österreichische Zivilisation an der Universität Brest in der Bretagne, war Kulturchef der Kärntner Tageszeitung, ist Verfasser mehrerer Bücher über Kärnten.

Mein Vater hielt mich auch für weltfremd

Die Künstlerin und Akademielehrerin Barbara Putz-Plecko ermutigt Studierende nicht nur in der vorübergehenden Corona-Krise, sondern auch in der Dauerkrise der Kunst.



Brot und Markt. Wenn Walther von der Vogelweide anno 1209 fünf andere Garderoben besessen hätte, hätte er sich wohl weniger darüber aufgeregt, dass ihm die Höflinge Bernhards von Kärnten das vereinbarte Honorar von zwei neuen Kleidern vorenthielten. Mag sein, diese Kerle räumten den Lohn für sich selbst auf die Seite, wie der Minnesänger nicht ausschloss. Mag aber auch sein, sie verstanden ihre Vorgangsweise wirklich als logische Antwort auf ungebührliche Kritik. Wo es um Kunst und Geld geht, muss man mit allem rechnen. Typisch an dem frühen Unfall im Kärntner Kulturbetrieb ist jedenfalls, dass Kunstschafterinnen finanziell häufig auf der Strecke bleiben. Sie können sich davor eigentlich nur in die Berühmtheit retten. Denn in den sozialen Verteilungskämpfen haben Berufe, die frei zugänglich sind und auf der bloßen Behauptung einer besonderen Begabung beruhen, einen schweren Stand. Da helfen Standesvertretungen letztlich auch nur bedingt.

Es ist immer wieder so, wie ein Dankbrief Vincent van Goghs an seinen Bruder Theo für die Ermöglichung eines Zahnarztbesuchs belegt: Es ist ein wunderbares Gefühl, sein Gebiss in Ordnung zu haben. Da hatte dieser Künstler halt nur mehr drei Zähne. Es stimmt schon, dass manche Kunstschafterinnen, wenn sie einmal über Zuwendungen oder Einnahmen verfügen, sie nicht gleich in die vielleicht angebrachten Arztbesuche investieren. Es stimmt auch, dass manche Kunstschafterinnen geradezu berufsbedingt keine Koryphäen in Sachen Geldanlagen sind. Und zweifelsohne sind Kunstschafterinnen nicht dafür berühmt, falsche Rücksicht auf die Gesellschaft zu nehmen, von der sie leben wollen. Trotzdem ist es doch irgendwie eine Anstößigkeit, dass in einer Gesellschaft um Millionen Euro Werke von Menschen gehandelt werden, die man vorher ungehört zugrunde gehen ließ.

Die Laufbahnen von Kunstschafterinnen beginnen chronisch mit einer Phase der Brotlosigkeit. Es gibt keine Garantie dafür, dass man noch am Leben ist, wenn diese

Phase endet. Wer sollte so eine Garantie auch gewähren? Es gibt ja umgekehrt auch keine Garantie dafür, dass ein bestimmtes Kunstwerk der Gesellschaft einen bestimmten Nutzen bringt, ja, dass es auch nur irgendwen interessiert. Falls doch, erreichen die Erzeugnisse von Künstlerinnen und Künstlern so etwas wie einen Marktwert, der ihnen zumindest bis auf weiteres das Auskommen sichert. Um diese Glücksfälle geht es im folgenden Gespräch weniger. Die Aufmerksamkeit ruht, auch wegen der unmittelbaren und der absehbar langfristigen finanziellen Effekte der Corona-Pandemie, auf jenem Teil der Kunstszene, der an und unter der Armutsgrenze lebt. Einer Brücke sind ja nicht nur diejenigen nahe, die oben darüber stolzieren.

Barbara Putz-Plecko, geboren 1956 in Klagenfurt, ist Künstlerin, Kunstvermittlerin sowie Vizerektorin für Forschung in Kunst und Wissenschaft der Universität für angewandte Kunst Wien: In so einer Zeit erweist sich, was die Kunst wirklich ausmacht. Die ganzen Ausgangsbeschränkungen und Veranstaltungsverbote sind zunächst nur eine gesundheitspolitische Reaktion. Man kann sie gutheißen oder nicht. Es zeigt sich aber dadurch, wie sensibel die Einkommensmöglichkeiten von Kunstschafterinnen sind. Künstlerische Arbeit setzt voraus, ein physisches Gegenüber zu haben. Gegebenenfalls entsteht daraus eine Wertschätzung, die sich dann auch finanziell ausdrückt. Ohne realen Austausch fällt diese Basis weg. Augenblicklich wurde da eine ganze Agenda stillgelegt. Das bedeutet eine enorme Verschärfung der ökonomischen Lage der Kunstschafterinnen.

Mit der es schon vorher nicht zum Besten bestellt war.

Künstlerin oder Künstler zu sein, war immer schon eine riskante und anstrengende Form des Lebens, die Mut braucht. Manche schlittern auch so hinein. Das Schlimmste im Moment ist sicher, das Der-Dynamik-ausgeliefert-Sein. Was pre-

käre Verhältnisse betrifft, bin ich vielleicht die falsche Gesprächspartnerin, weil ich mich nicht in solchen Verhältnissen befinde. Aber ich bin ein politischer Mensch.

Wenn es um Kunstschafterinnen in prekären Verhältnissen geht, kann es schon aufschlussreich sein, mit einer Person zu reden, die seit vielen Jahren junge Menschen auf den Kunstberuf vorbereitet.

Sicher. Ich habe eine Verantwortung. Wenn wir jungen Menschen einen Entwicklungsraum für Kunst geben, scheint mir wichtig, ihnen auch alles mitzugeben, damit sie von dieser Profession leben können. Dazu gehört das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer gewissen Disziplin in der Lebens- und Alltagsarbeit. Man steht ja quasi im Selbstauftrag. Dazu gehören aber auch alle Fähigkeiten, die eine Brücke schlagen zu irgendeiner Art von Öffentlichkeit. Es geht darum, sich früh genug mit allen diesbezüglichen Möglichkeiten auseinanderzusetzen. Ich bin überzeugt davon, dass die Kunst in unserer Gesellschaft eine wichtige Aufgabe erfüllen kann. Aber heute müssen wir schon ganz schön laut sein, um wahrgenommen zu werden.

Die bloße Lautstärke ist noch keine Legitimierung. Vielleicht eher eine Selbstermutigung. Ich kann mir vorstellen, dass sich junge Kunstschafterinnen mitunter unsicher sind, ob sie überhaupt nach ihrer Meinung gefragt sind, ob die Gesellschaft nicht mit künstlerischen Angeboten bereits übersättigt ist.

Es geht nicht um ein Angebot, das zu allen schon vorhandenen Angeboten dazu kommt. Es geht, für die Gesellschaft um eine Erweiterung des Horizonts, auf die sie nicht verzichten kann. Die Frage, wer mich gefragt hat, habe ich mir nie gestellt. Wenn ich lebe, bedeutet das doch, mich auszudrücken. Wie würde eine Gesellschaft aussehen, in der alle nur reden, wenn sie gefragt werden? Es ist eine wesentliche Leistung von Künstlerinnen und Künstlern, dass sie ungefragt reden, dass sie offenlegen, was sie begreifen und wie sie begreifen.

Gerhard Maurer: aus der aktuellen Serie „what are we waiting for“, in der der Klagenfurter Fotograf seine Familie, sein Zuhause, sein unmittelbares Lebensumfeld in der Zeit des Social Distancing dokumentiert. Die Arbeiten werden im Sommer in Alpen-Adria-Galerie in Klagenfurt zu sehen sein.

Foto: Gerhard Maurer

Jenen Kunschtchaffenden, die von ihrer Arbeit nicht leben können, hält die Gesellschaft, oft in Gestalt der eigenen Familie, mitunter vor, sie hätten besser von Anfang an „etwas Gescheites“ gelernt.

Mein Vater hielt mich auch für weltfremd, und irgendwann hat er doch begriffen, dass es nicht nur Dunst ist. Diese Prophezeiung, du wirst nicht davon leben können, hab ich irgendwann gelöscht. Es ist einfach ein Unsinn, zu sagen, alle Kunschtchaffenden, die nicht davon leben können, liegen falsch. Mit der Pandemie haben sich momentan die Einkommensperspektiven für Kunschtchaffende verschlechtert. Vielleicht kommt das Schlimmste überhaupt erst hinterher. Eine Konsequenz der Krise ist für mich aber auch die Erkenntnis, was das Hantieren mit konkretem Material bedeutet. Viele Studierende beklagen sich, dass sie sich digital nicht vermitteln können. Die analoge Welt ist offenbar doch nicht zur Gänze digital einholbar. Es bleibt, wenn sie ausfällt, eine ganz klare Fehlstelle.

Was die künftigen Einkommensperspektiven für Kunschtchaffende betrifft: Politisch hat die Kunst eine sehr leise Stimme.

Mit der neoliberalen Entwicklung hat sich eine Kluft aufgetan. Es gibt einerseits das Bild des Kunschtchaffenden als junger Entrepreneur, risikofreudig, sich ständig neu erfindend. Andererseits erfahren viele Künstlerinnen und Künstler, was es heißt, ständig in so knappen Verhältnissen zu leben. Romantisierend hat das am Beginn der Industrialisierung schon Carl Spitzweg thematisiert. Es ist nur überhaupt nicht romantisch. Es geht an die Substanz. Aber das, was Arbeit ausmacht, wird sich in dreißig, vierzig Jahren massiv verändert haben, dann bekommt Kreativität vielleicht wieder einen neuen Stellenwert.

Es gibt auch so etwas wie eine Kunstförderung. Ist es nicht so, dass diejenigen, die es am dringendsten bräuchten und am höchsten verdienen, sich manchmal gar nicht mehr bewerben?



Dann sollten die Kunstförderungszuständigen vielleicht nicht in ihren Amtsbüros auf Ansuchen warten.

Ja, die Kunstförderung. Das ist ein Hüpfen von einem Anhaltspunkt zum nächsten. Das ist als Lebensgrundlage ganz schön schwierig. Und es gibt kein Entkommen, außer vielleicht, wenn man über das bedingungslose Grundeinkommen nachdenkt. Wenn man ständig in der Rolle des Anfragenden ist, des Ansuchenden, des Sich-Bewerbenden, ist es unheimlich herausfordernd, den Respekt vor sich selbst zu bewahren. Zu wenige von denen, die über die Verteilung der Fördermittel entscheiden, sind wirklich engagiert. Eine Galerie muss man heute gar nicht mehr

anfragen, ob man mit seiner Mappe vorbeikommen kann. Die Entscheidungen fallen anders. Als junge/r Künstlerin oder Künstler auf jemanden zu treffen, der sich dafür interessiert, wie man sich entwickelt, ist ein absoluter Glücksfall. Und trotzdem: Kunst ist und bleibt ein Lebensmittel.

● **Michael Cerha**

* 1953 in Vorarlberg, lebt seit 2010 in Damtschach, Autor, Dramaturg und Kulturjournalist. Kärntner Kulturkorrespondent der Tageszeitung „Der Standard“.

Neuer Platz für Kultur

Die IG KiKK greift Raum für Diskurs.

„Kreative Unruhen im Land“ wurden sie 1990 in einem Artikel der Kleinen Zeitung genannt, als sich Kulturinitiativen in Kärnten/Koroška zu einer eingetragenen Interessensgemeinschaft zusammenschlossen hatten. „Ruhe“ geben sie auch nach 30 Jahren nicht – erst recht nicht, wenn die Absage des geplanten Symposiums durch ein neuartiges Virus droht.

Demokratie ist Prozess. Hundert Jahre nachdem Männer und Frauen(!) in Kärnten in einer demokratischen Abstimmung über ein Territorium entschieden hatten, sollte die Bedeutung von Demokratie wie die Notwendigkeit, einer ständigen Auseinandersetzung damit unter dem Titel „Demokratie in Bewegung – Demokracija v razvoju“ in einem öffentlichen und offenen Raum mit möglichst vielen Menschen in einen freien Diskurs gehen. Die wechselseitige Beziehung zwischen Kunst und Kultur mit Staat und Gesellschaft wurde gerade jetzt, in der Zeit der Krise, noch stärker deutlich – was auch die Frage aufwirft, wie unser Staat Menschen davor schützen kann, sich das tägliche Leben nicht mehr leisten zu können.

Nicht abgesagt, sondern mit einer Video-Konferenz in den virtuellen Raum verlegt

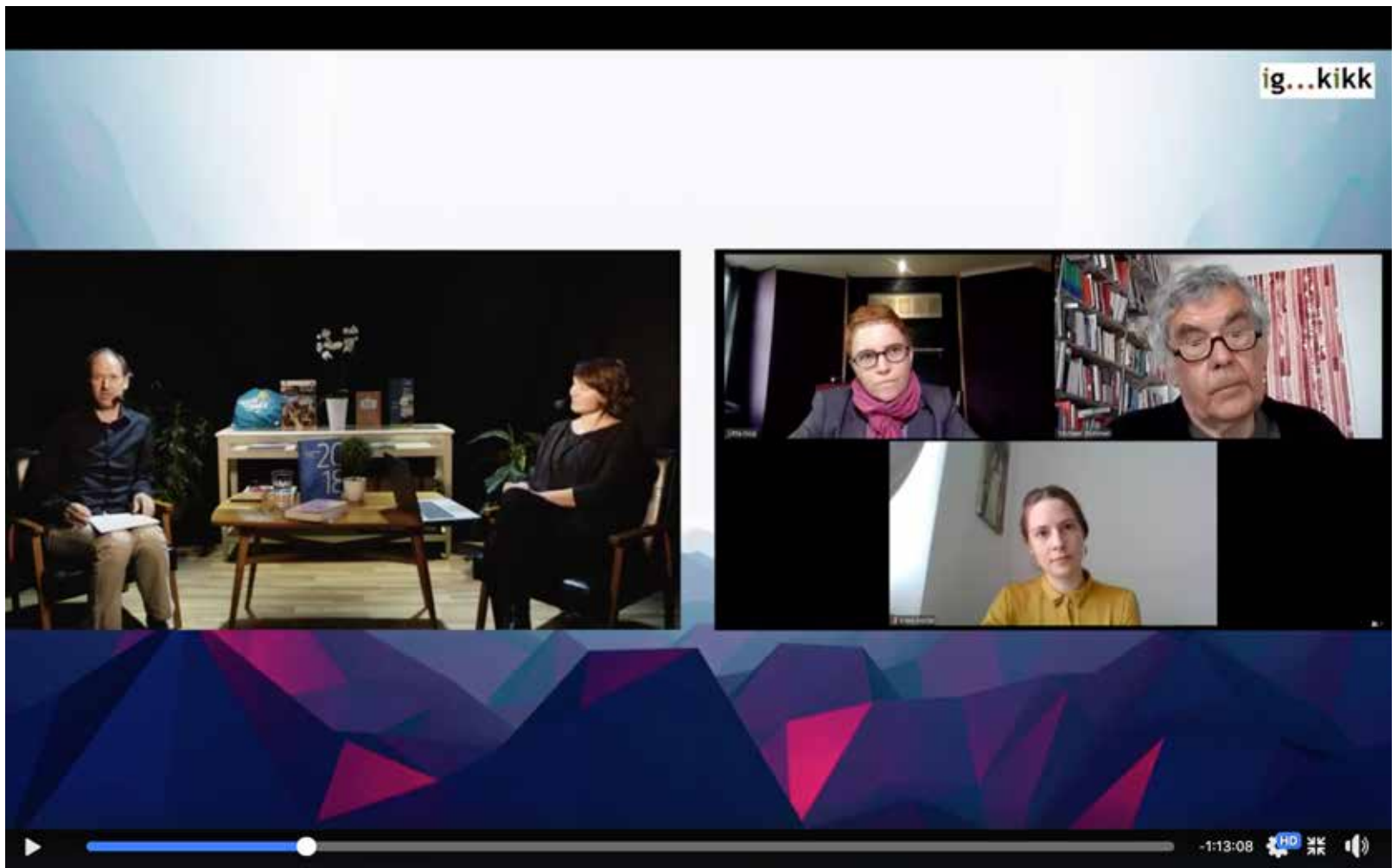
wurde das für April geplante zweitägige Symposium. Aus drei virtuellen Räumen bestand das Online-Forum, das für Anregungen und Gedanken geöffnet wurde, um dort mit geladenen Gästen diskutiert zu werden und im Laufe des Jahres in weiterführende Gespräche an unterschiedlichen Orten in Kärnten einzufließen. Die von Christian Hölbling moderierte Video-Konferenz am 23. April mit IG-KiKK-Obfrau Alina Zeichen, der Philosophin Utta Isop sowie dem Kulturwissenschaftler Michael Wimmer stand unter dem Zeichen der von der UNESCO initiierten, weltweit laufenden „ResiliArt-Debatte“. Im Zentrum dieser steht die Frage, wie die Vielfalt kultureller Ausdrucksformen über Krisen hinaus geschützt werden kann. Denn die Kultur steht auch in der Zeit des Stillstandes nicht still. Vielerorts wurden Veranstaltungen in das weltweite Netz verschoben oder extra welche dafür kreiert – was allerdings den Ausfall der lebensnotwendigen Einnahmen nicht kompensiert.

Basisdatenerhebung. Unter welchen Bedingungen die Kulturinitiativen in Kärnten arbeiten, ergab die 2019 durchgeführte Basisdatenerhebung, die eingangs von



Alina Zeichen vorgestellt wurde: „Mit 354.125 Besucherinnen und Besuchern, 4.749 Veranstaltungen im Jahr 2018 und 55 % Eigenleistung zeigen die Kulturinitiativen, dass sie ein unübersehbarer Faktor in der Kärntner Kulturlandschaft sind. Dem stehen mangelnde öffentliche Förderung und personelle Unterbesetzung (nur zweiundzwanzig ganzjährig Vollzeitbeschäftigte) gegenüber. Den größten Förderanteil leisten die Gemeinden inklusive der Städte Klagenfurt und Villach.“ Nach wie vor ein großes Thema stellt die „Raumfrage“ dar: Nur drei von den befragten 80 Kulturinitiativen haben Räumlichkeiten im Eigentum. Bedarf an Veranstaltungsräumen gibt es bei 40 %. Schwarz auf weiß und in Zahlen gegossen sei damit verdeutlicht, wie sehr eine Gesellschaft Kultur braucht und wie hoch der Anteil von freien Initiativen in Kärnten dabei ist. Die detaillierten Ergebnisse sind unter www.igkikk.at abrufbar.

Kultur und Demokratie. Mit den Zahlen wird zudem sichtbar, dass Kultur nicht so hoch gefördert wird, wie vielfach angenommen, sondern nur zu 45 %. Der Rest besteht aus Eigenleistungen, die aufgrund des Veranstaltungsverbotes und dem damit



Live-Videokonferenz als Symposiums-Auftakt: Christian Hölbling moderierte die Diskussion zwischen IG-KiKK-Obfrau Alina Zeichen, Philosophin Utta Isop, Kulturwissenschaftler Michael Wimmer und UNESCO-Mitarbeiterin Klara Kostal. Nachzuschauen auf der Website der IG KiKK. Fotos: Strelux GmbH

einhergehenden Einnahmenverlust wegfallen. Wie damit umgegangen werden kann, ist ein hochbrisantes, demokratiepolitisches Thema, das sich vor allem in der Frage nach einer Chance auf mehr Gerechtigkeit widerspiegelt. Utta Isop benennt dabei die Gefahr der Abhängigkeit von Menschen im Prekariat und der daraus erfolgenden Bremsung kritischer Stimmen, was eine massive Bedrohung einer Demokratie bedeutet. Wichtig sei es jetzt, darauf zu schauen, dass nicht alle das Gleiche bekämen, sondern alle genug, um gut leben zu können. Dies stellt die Grundlage für eine gerechte Teilung der Macht dar. Mit dem Vorschlag, beispielsweise ausgeschriebene Stipendien zu verlosen, regte Isop zu einer völlig neuen Perspektive auf übliche Vergabekriterien an.

Michael Wimmer hingegen wirft die „Blasenhaftigkeit“ der Diskussion an sich auf, wie die vorherrschende Haltung „Ich bin Künstler*in und mache Kunst für andere“, die eine kritische Auseinandersetzung zwischen Kunstproduktion und Kunstkonsum nach sich ziehe. Vor allem sei es nun wichtig, Anschluss zu finden an andere soziopolitische, gesundheits- oder bildungspolitische Fragen und offensiv in diese hineinzugehen, was vor allem ein Denken in Widersprüchen verlange.

Expertenräume. Der zweite Tag des Symposiums, den Kristin Pan mit Christian Hölbling moderierte, gab die Möglichkeit zur gemeinsamen Diskussion mit den drei geladenen Gästen: Yvonne Gimpel, Geschäftsführerin der IG Kultur Österreich; Monika Kircher, Vorständin der Kärntner Kulturstiftung und Igor Pucker, Leiter der Landeskulturabteilung. Auch Yvonne Gimpel empfahl eine verstärkte Zusammenarbeit mit Gruppierungen außerhalb des Kulturbereiches. Der Vorschlag, sich für mehr Rotation und leichteren Zugang zu Gremien sowie Beiräten stark zu machen, kam von den zugeschalteten Diskussionsteilnehmer*innen.

Dass die letztes Jahr ins Leben gerufene Kärntner Kulturgestaltung anhand von ausgeschriebenen Projekten breitflächig und nachhaltig über die Landesgrenzen hinaus sichtbar zu machen, erläuterte Monika Kircher. Aktuell unterstützt die private Stiftung Künstler*innen mit einem Solidaritätsfonds, durch die COVID-Krise zu kommen.

Über die sechsunddreißig neu beschlossenen Arbeitsstipendien des Landes Kärnten informierte Igor Pucker, der den Kulturschaffenden versprach, Gespräche mit Gemeinden hinsichtlich der Realisie-

rung langfristig geplanter Projekte zu führen. Thematisiert wurde hier auch das Fehlen öffentlicher, freier Plätze.

Sichtbar am „Neuen Platz für Kultur“. Mit der Erkenntnis, doch viele Menschen auch im virtuellen Raum angesprochen zu haben, ist dies für Alina Zeichen dennoch kein gangbarer Weg für zukünftige Treffen. Unmittelbarkeit und direkte Kommunikation sind genauso wichtig wie ein kulturelles Erleben. So soll das künstlerische Rahmenprogramm des Symposiums „Neuer Platz für Kultur“ schnellstmöglich umgesetzt werden: Der größte Kulturplayer des Landes – die freien Kulturinitiativen – sollen am größten Platz des Landes, dem Neuen Platz in Klagenfurt, anhand grafisch gestalteter Arbeitstische, sobald es möglich ist, sichtbar gemacht werden.

● **Tina Perisutti**

Kulturarbeiterin und Kulturjournalistin.

Information und Dokumentation: www.igkikk.at



Georg Pinteritsch, Dezentralisierung,
Tusche/Marker auf Karton, 25x26,5 cm, 2020.
Der aus Spittal an der Drau stammende
Künstler lebt und arbeitet seit 2009 in Linz;
www.georgpinteritsch.com; [instagram.com/horse.of.plow](https://www.instagram.com/horse.of.plow) Foto: Georg Pinteritsch

Corona, Kunst & Unbehagen

Versuch einer Zusammenschau.

„Auf den Würfelwurf lässt sich überhaupt nicht einwirken.
Doch der Würfelwurf ist es, worauf eingewirkt werden muss.“
<Inger Christensen, Die klassenlose Sprache>

Weit... Innerhalb kürzester Zeit krepelte die Coronavirus-Pandemie unser aller Leben um. Sie hat sich in unsere Realität eingeschrieben, hat Leid verursacht, hat unseren Alltag eingeschränkt. Aber stellt sich neben diesen ganz konkreten Auswirkungen nicht auch ein diffuses Unbehagen ein, ein Unbehagen, das deutlicher schwingt als üblich? Vielleicht ist es die eigenartige Verquickung der Kategorien Entschleunigung, Lokalität, Beschleunigung und Globalität, welche unser Vorstellungsvermögen zu übersteigen scheint (zumindest meines). So ist es zwar zweifellos möglich, die Situation zu rationalisieren, etwa die rasante Ausbreitung des Virus und die drauffolgenden Maßnahmen in einen abstrakten Gedanken zu fassen. Jedoch wird es schon komplizierter, sich dieses Ausmaß wirklich vorzustellen, sich

wirklich vorzustellen, wie sich das Virus in kürzester Zeit von Person zu Person, von Ort zu Ort über die gesamte Erde ausgebreitet hat, sich vorzustellen, wie sich das Leben der Menschen auf Grund derselben Ursache verändert hat, ob in China, Peru, Luxemburg, Islamabad, Paris, Neu-Delhi oder Villach. Die enge Verschleifung von Globalität und Lokalität zeigt sich im Zuge der Pandemie beinahe unverstellt, denn das Weltgeschehen überlagert sich mit unserer unmittelbarsten Erfahrungswelt. Es ruft sich uns permanent ins Bewusstsein, beim Lesen der Zeitung genauso wie beim Einkauf von Lebensmitteln. Ist dieses Unbehagen möglicherweise ein Ausdruck tieferer Kausalitäten, die wir zu ahnen beginnen? Und wie könnte die Kunst zu diesem Unbehagen stehen?

Zugegebenermaßen, es ist verlockend, in einem Essay, der versucht – ein Versuch kann es nur sein – Kunst, Kultur und Corona zusammenzuschauen, die bewährten, alten Schlagwörter zu zücken:

kritischer Blick, Perspektivenwechsel, Dinge „anders“ betrachten ... „*jo eh, stimmt scho ...*“. Beim Nachdenken über dieses Gefühl des Unbehagens und insbesondere vor den unermüdlichen Leistungen derjenigen, die das notwendigste System in der schwersten Zeit aufrechtzuerhalten haben und denen an dieser Stelle ausdrücklich der Dank gilt, mutet das aber an, wie eine Art Rechtfertigungsreflex, um die eigene Unverzichtbarkeit hervorzuheben. Diese indirekten Formen der Rechtfertigung sind jedoch nicht nötig. Krisen wie Corona führen unserer Gesellschaft die eigene Verwundbarkeit vor Augen und setzen unsere Verdrängungsmechanismen außer Kraft. Wie schnell letztere wieder intakt sein können, ist dem Arzt und Verfasser der Chronik Rieux in Albert Camus' *Die Pest* nur allzu bewusst; noch während die Stadt das Sinken der Neuerkrankungen und die Lockerung der Maßnahmen feiert, erinnert er sich daran, dass die Pest geduldig sein kann und ihre Ratten erneut aussenden wird, damit „sie in einer glücklichen Stadt sterben“. Doch leben wir nicht in einer Zeit, in der das Unbehagen zum ständigen Begleiter wird, könnte es uns nicht in vielen, oft unvermuteten Situationen beschleichen?

Es ist heute etwa kaum mehr möglich, ein belangloses Gespräch über das Wetter zu führen, in unseren Nacken brütet die Erderwärmung und sie durchlöchert die Oberflächlichkeiten. Die Komplexität tieferer Kausalitäten dringt auf unbehagliche Weise in unseren Alltag ein, sie ist real und übersteigt dennoch unser Vorstellungsvermögen. Wer sich einmal von einem Kunstwerk hat einnehmen lassen, dem könnte das Gefühl vertraut sein; diese unbehagliche Simultanität von Intimität und Distanz, Gegenwart und Abwesenheit. Vielleicht ist das Unbehagen ein der Kunst immanenter Aspekt (nicht ihre „Aufgabe“), weil sich an ihr verdeutlicht, wie wir die Umwelt erfahren und gleichzeitig niemals gänzlich erfahren können. Das Unbehagen wird gerne verdrängt, es trägt die Inschrift der Grenzen dessen, was



wir verstehen können, was natürlich nicht meint, dass wir nicht bestmöglich verstehen sollten. Jedenfalls ist Kunst dann nicht bloß das „Aufzeigen anderer Perspektiven“ (natürlich auch), sondern der Versuch, den Fragezeichen auf unseren Gesichtern ihren Raum einzuräumen, sie zu würdigen, anstatt zu verdrängen. In diesem Jahrhundert könnte jedes Surren einer Klimaanlage, jeder Sonnenbrand, jede Schutzmaske, jeder Regentropfen die Fragen auf unseren Gesichtern zum Leuchten bringen.

... und weiter ... Wenn das Unbehagen heutzutage in vielen Facetten durch die Verschraubung von Globalität und Lokalität immer weiter in unser Bewusstsein tritt, was sich an der Corona-Pandemie unmaskiert zeigt (auf jeden Fall unmaskierter als etwa beim Aufladen eines Smartphones oder beim Verzehr einer Banane), dann lässt sich dieses fortschreitende Bewusstsein vielleicht mit Bauchschmerzen verdrängen, aber nicht mehr unbewusst „machen“. Davor haben Versprechungen zur Rückkehr zu einer früheren Natürlichkeit einen genauso unangenehmen ideologischen Beigeschmack wie krude Techno-Utopien. Was wäre diese frühere Natürlichkeit? Keine Smartphones, keine Bananen oder gar kein Ackerbau? Im Gegensatz dazu haftet den Unmengen an Analysedaten durch Satelliten und anderen Messgeräten ein eigenes Unbehagen an; Timothy Morton formuliert es in *The Ecological Thought* treffend: „*The more we analyze, the more ambiguous things become.*“ Steht dagegen nicht die Mög-

lichkeit einer ökologischen Achtsamkeit, die sich aus dem Unbehaglichen entwickelt, anstatt es zu verdecken? Einer Achtsamkeit, welche die weiten Verschlingungen der Dinge dieser Erde anerkennt (uns miteingeschlossen), bis hin zu den Unergründlichkeiten, die ihnen anhaften? Im Lichte dieser lassen sich jedenfalls Kategorien wie Stadt und Land – oder ein Land und das andere, oder ein Kontinent und der andere – nicht mehr wie gewohnt denken, das Unbehagliche ist überall zu finden, es kündigt noch in den unscheinbarsten Kleinigkeiten von Größerem. Auch für die Kunst und Kultur könnte das bedeuten, dass die „große, weite Welt“ nicht (mehr?) nur, wie man glaubte, in den „Zentren“ zu finden ist, bloß mehr Menschen.

● Alexander Wöran

* 1987 in Linz, wo er schreibt und lebt. Komparatistik-Studium in Wien. Verfasst Prosa und Essays; nähert sich Sprache auch durch Installationskunst.

Schräg-lage

Endlich habe ich Zeit! Ich blase zwanzig Jahre Staub aus der Werkzeugkiste und sortiere Schrauben. Große, kleine, Muttern extra. Das erste Mal seit fünf Jahren vertikutiere ich den Rasen: längs, quer und, weil's so schön ist, auch schräg. Man glaubt gar nicht, wie verflüzt alles ist. Das Hochbeet, das seit einem Jahr auf unserer Terrasse angelehnt stand, habe ich zusammengeschraubt und nun fülle ich es bereits seit Tagen mit liebevoll selbst gesiebtetem Kompost. Ich freu mich schon auf den Häckster morgen – es geht doch nichts über selbstgemachten Rindenmulch! Da meine Frau nicht bereit ist, mir für diese Hausmeister-Hackn eine angemessene Apanage zu zahlen, mache ich es halt derweil ehrenamtlich. Wer weiß, wofür es gut ist. Beim Aufräumen finde ich meinen „Hamburger Comedy-Pokal“ aus Frottee. Den Schas könnte ich versteigern. Wahrscheinlich würde ihn irgendein besserverdienender Freund aus Mitleid erwerben, das sie nicht mehr braucht. Aber ist es moralisch vertretbar, den Erlös selbst zu kassieren? Ich habe einen Online-Shop eingerichtet. Bis jetzt gab es nur eine Kontobewegung. Meine Mutter hat unter falschem Namen eine alte DVD von mir bestellt. Abends stelle ich total lustige Selfie-Videos ins Netz. Ich mach das für Facebook und Youtube, dem die wollen ja schließlich auch von irgendwas leben. Sowas muss man als Künstler unterstützen. Kürzlich habe ich von der AKM die Streaming-Abrechnung bekommen: drei Euro zweihundsechzig für das vergangene Jahr. Damit kann ich mir schon fast das Porsche leisten, wenn jemand drei Bücher von mir bestellt, was aber nie vorkommt. Heute hat mich – welche Ehre! – ein Großveranstalter angerufen! Er wollte mich aber nicht veranstalten (das wollte er noch nie), sondern beschwor mit weinerlicher Stimme die Solidarität unter Künstlerinnen (das wollte er und Künstlern. Seit Jahrzehnten veranstaltet er nur die absoluten Top-Stars, denn der Kleinkram, sagte er immer, zahle sich für ihn nicht aus. Ich müsse seine Aufrufe auf Facebook und Youtube teilen, es gehe um die Existenz der Kulturszene. Wie rührend, wie aufopfernd, wie herzerzitternd sozial! Morgen gehe ich häckseln.

● **Christian Hölbling**
* 1972 in Bruck an der Mur, lebt in Schiefeling an Wörthersee, Kabarettist, Kunstfigur Helfried, Rote-Nasen-Clowndoctor, Liedermacher, Autor (siehe BRUCKSeite 69) u. v. m.



Flaschen:post / Pismo v steklenici

Kunstsinnige Lebenszeichen aus dem Packeis.

Terror in der Kulturnation. Ungewöhnliche Zeiten, so heißt es dieser Tage, verlangen ungewöhnliche Maßnahmen. Ungewöhnlich daher der Hilferuf, den Kärntner Kunst- und Kulturschaffende mit einer gleichsam witzig-ironischen wie kritisch-tiefsinnigen Aktion aus der unfreiwilligen Isolation heraus starten. Den aktuellen Abstandsbeschränkungen gerecht werdend, findet diese vorbildlicherweise im (zumindest physisch) infektiös risikoarmen virtuellen Raum statt. Auf www.unikum.ac.at wird man zunächst vom Bild der im Packeis gefangenen „HMS Terror“ (mit echtem virtuellen Schneefall!) empfangen. Sinnbild für katastrophales menschliches Scheitern angesichts der Gewalten der Natur (nur vier von 133 überlebten), dient die „Terror“ der Arktis-Expedition von John Franklin als Aufhänger für ein Kärntner Kunstprojekt. Omen est nomen?! Wie deprimierend schlecht müssen die Betroffenen ihre Überlebenschancen einschätzen, dass es so weit kommen muss? Und das trotz der mantraartigen Beschwörungen der von „unseren“ Künstler*innen getragenen Kulturnation Österreich und den wiederholten öffentlichen Bekenntnissen zu ihr selbst von höchster kulturpolitischer Stelle!

Abenddämmerung oder Morgenröte? Das symbolisch aufgeladene Bild nimmt uns per Mausklick direkt hinein in die aktuelle Geschichte eines anderen Schiffes, der „DS Morgenröte | Zora“. Im simulierten

O-Ton einer historischen Wochenschau hören wir – in den Sprachen beider Volksgruppen – wie es unbeschwert die Ankerlichtete, zusehends in unwegsamere Gewässer geriet und schließlich vom Packeis eingeschlossen wurde. Verdammt dazu, mehrere Monate im Bauch des Schiffes abwarten zu müssen, sinniert die Mannschaft nun: „Welches Schicksal uns wohl zuerst ereilen möge: Ob bald das ersehnte Tauwetter einsetzte oder ob uns vorher die Kohle ausgehe ...“ Angesichts dieses möglichen Szenarios erscheint die Namensgebung „Morgenröte“ schicksalhaft. Die „Aurora“ von Shackletons *Endurance-Expedition* (welcher Name auch hier!) in die Antarktis 1914-1917 wurde ebenfalls im Eis zerdrückt. Ein böses Vorzeichen? Zumindest hatten hier alle Expeditionsmitglieder unter widrigsten Umständen überlebt.

Botschaft aus der Enge. Per Mausklick geht es weiter unter Deck der DS Morgenröte, in ihr reich bevölkertes Inneres. Sämtliche Räume und deren Funktionen werden anschaulich aufgelistet, farbige Hinterlegungen kennzeichnen bereits belegte Bereiche, die man betreten kann. Hier haben die in ihren Kajüten gefangenen einzelnen Besatzungsmitglieder künstlerisch einiges zu bieten! Das Rettungsboot „Melancholie“ mag mitunter wieder eine negative Assoziation auslösen, in dem dahinter verborgenen, von Gerhard Pilgram dargebrachten Gstanzl „Leih mir

dein Ohr ...“ steckt jedoch ein humorvolles Plädoyer für aktives Zuhören, das die gemeinsame Botschaft aller unter Deck Versammelten zusammenfasst: „Wir haben beschlossen, die Welt per Flaschenpost über unseren Verbleib zu unterrichten. Wir werden regelmäßig Nachrichten aus dem Packeis absetzen in der Hoffnung, dass sie beherzte Menschen erreichen, die unverzüglich handeln und schnellstmöglich eine Rettungsexpedition ausrüsten. Eine Rettungsexpedition, die den im Packeis eingeschlossenen Kärntner Künstlerinnen und Künstlern zu Hilfe eile, eine Fahrrinne aus dem Eise freisprengt und uns den lebenswichtigen Kohlenachschub bringe“.

Kreative Besatzung. Die unter der Flagge von VADA und UNIKUM fahrende DS Morgenröte kann mit **Yulia Izmaylova** von VADA auf eine Expeditionsleiterin und Kapitänin mit Vorerfahrungen zurückgreifen. Gemeinsam mit Navigator **Felix Strasser** hält sie auf der Brücke Stellung. UNIKUM CEO **Gerhard Pilgram** patrouilliert als Backschafter entlang von Klagenfurt und stößt auf Besonderlichkeiten, die er fotografisch festhält. Das Album dazu ist in der Offiziersmesse zur Einsicht aufgelegt und macht mit Einträgen wie „überall herrscht Mangel ... am Weitblick ... und stehen die Zeichen auf Abstieg ... da hilft kein Kulturprogramm“ nachdenklich. Trotzdem versuchen **Sara Zambrano** und **Florian Zambrano Moreno** als



Thales Weilingner im Segeldepot: Videostill der Tanzperformance „Isolation“. Foto: Martin Beisteiner | Niki Meixner im Ankerspill: Videostill aus der „Serenade“. Foto: Niki Meixner | In der Dunkelkammer, Johannes Puch: Mast. Foto: Johannes Puch



Kesselwarte mit einem spanischen Piratenlied der Liebe zur Heimat ordentlich einzuheizen. Dem verstört nach Orientierung suchenden Individuum werden im Video von **Ulrich Kaufmann** zusehends Grenzen von außen aufgezwungen, die am Ende keinen Ausweg lassen – schönes Vogelgezitscher in diesen Zeiten hin oder her! Nur verständlich, dass sogar der Kartograph, alias **Hannes Zebedin**, unisono mit Radiohead in wirklichkeitsverneinender Verachtung „I’m not here, this isn’t happening“ tönt.

Wie wohltuend, dass **Karen Asatryan** und **Emmanuel Hovhannisyan** zwischen durch der Seele etwas Musik-Proviant zukommen lassen. Ins selbe Horn stößt an der Harpune **Primus Sitter** mit den „Open Chords for Tegetthoff“ und versprüht mit seinen groovigen Klängen den Duft der großen weiten Welt. Der Duft aus der Kombüse nebenan rührt von Schiffskoch **Johannes Puch** her, der Rezepte für lange Seereisen ins Ungewisse seriell auf Zelluloid gebannt hat. Ay-Ei Captain, Eismeersaibling oder Salat „Skorbut“ – in den Ritzen alter Schiffsplanken ist so manches Gut zu finden. Selbst das Gurkenfass an Bord bietet mit **Dietmar Pickls** Essay „Home-Schooling“ für Lehrer*innen ein Schmankerl an didaktischen Spitzfindigkeiten – Corona-tauglicher Unterrichtsentwurf inklusive.

Reich bestückt mit künstlerischen Performances jedweder Art schraubt sich die

Morgenröte weiter durchs Packeis: Im Mannschaftsraum befragt das **Ensemble Freak Out** das Liebesorakel: „Ich vermiss dich, ich vermiss dich nicht ...“ – praktische Lebenshilfe für Künstler*innen, denen plötzlich das Publikum abhandengekommen ist? Ob dieses seine Künstler*innen wohl vermisst? Daneben fordert die Perkussion-Session von **Emil Krištof** die Maschine mit voller Kraft voraus und **Boris Randzio** schraubt sich parallel zum schrillen Ton der Schiffsingeniurglocke gelenkig durch den Raum. Zur Ruhe kommt man erst wieder durch die bikulturellen Einschübe des Schiffsgeistlichen **Jani Oswald**, der angesichts des nahenden Eisbergs mahnend die Stimme erhebt: „Höret ihr uns? ... Erhöret uns!“ Die Bordbibliothek bietet Lesestoff in Form von Hörens- und Sehenswertem, **Niki Meixners** Serenade im Ankerspill leitet auf einen idyllischen abendlichen Ausklang hin. Der Kesselraum von **Stefan Gfrerrer** vermittelt mit dem „Unfinished business“, dass noch lange nicht aller Tage Abend ist auf der Morgenröte. Aktivität herrscht selbst am stillen Örtchen oder dort, wo das Pulveräffchen die hölzernen Planken schrubbt. Denn laufend gehen neue Mitglieder an Bord, darunter zahlreiche Frauen wie **Bella Ban**, **Sigrid Friedmann**, **Christina Clar**, **Franziska Fuchsl**, **Marie & Luise** oder **Barbara Ambrusch-Rapp** [siehe auch BRÜCKE-seite 9].

Existenzbedrohende Langsamkeit. Beschauliches Leben unter Deck also? Der Schein trägt. „Die Entdeckung der Langsamkeit“, die in Sten Nadolnys gleichnamigem Roman den Helden und Forscher Franklin auszeichnet, mag ja ein menschenfreundliches Prinzip sein, nur leider ist es in diesem Fall ein kunstfeindliches. Das Ideal der Entschleunigung – von so manchen Optimist*innen in dieser Krise als zukunftsfähige Chance propagiert – gerinnt für viele schnell zum Überlebenskampf. Dass Kohle für die „DS Morgenröte | Zora“ auf folgendem Depot gebunkert werden kann (IBAN: AT53 3900 0000 0250 7390) unterstreicht die Ernsthaftigkeit der originellen künstlerischen Intervention.

Hoffen wir, dass der Hilferuf von der Kulturnation Österreich rechtzeitig wahrgenommen wird. Hoffen wir, dass dieser FLASCHEN:POST nicht ein Schicksal widerfährt wie jener, die einst von der im Eis festgefrorenen „Admiral Tegetthoff“ 1874 abgesetzt wurde: Erst 104 Jahre später gefunden kam sie schließlich auf Umwegen vom Nordpol wieder zurück in die Heimat, wo sie heute noch in den Sammlungsbeständen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien als Relikt eines versunkenen Goldenen Zeitalters dahindümpelt.

● **Andrea Kirchmeir**

Kunsthistorikerin und Pädagogin, Mitarbeiterin der Kulturabteilung des Landes Kärnten.

Leviathan contra Corona

Im Spannungsfeld von Gesundheitsschutz und Freiheit: die Rolle des Staates in Zeiten der Krise.



Das Titelblatt von Thomas Hobbes' *Leviathan* (1651) zeigt den Souverän, der über Land, Städte und deren Bewohner*innen herrscht. Sein Körper besteht aus den Menschen, die in den Gesellschaftsvertrag eingewilligt haben. In seinen Händen hält er Schwert und Hirtenstab, die Zeichen für weltliche und geistliche Macht. Überschieden ist die Abbildung durch ein Zitat aus dem Buch Hiob: „Keine Macht auf Erden ist mit der seinen vergleichbar.“

Foto: gemeinfrei



Jeder öffentliche Notstand wirkt sich auf konkrete Menschen als Opfer und Leidtragende aus. Auch soziale Institutionen sind herausgefordert, insbesondere der Staat als primärer Koordinator und vor allem Träger eines regulierten, hierarchisch organisierten Krisenmanagements. Erfüllt der Staat die in ihn gesetzten Erwartungen, so bestätigt dies die Richtigkeit der institutionellen Ordnung und erneuert das Vertrauen in seine Sicherheitsdispositionen. Hingegen setzen Versagen und Vertrauensverlust Impulse, um die bestehende Ordnung zu transformieren. Freilich treffen den Staat in der Krise verschiedene – im pluralistischen Gemeinwesen auch konkurrierende – Erwartungshaltungen.

Leviathan in Fesseln. Als die Pandemie um sich gegriffen hat, ist die Notwendigkeit einer funktionierenden staatlichen Schutzordnung deutlich geworden. Hiefür können analog Thomas Hobbes' staatstheoretische Vorstellungen bemüht werden: Durch die ungehinderte Ausbreitung des Coronavirus wird der Mensch dem Menschen zum Wolf (*homo homini lupus*). Um diesen „status naturalis“ zu beenden, bedarf es einer organisierten Zwangsmacht, die die Infektionsgefahr eindämmt und die Einzelne, den Einzelnen schützt. Die dafür nötige Machtfülle, die die Freiheitssphäre zugunsten der Gesundheit vielfach beschränkt, entspricht dem Bild des Staates als „Leviathan“: als allmächtiges Seeungeheuer, das mit dem Rachen eines Krokodils auftritt. Der „status civi-

lis“, der mit sanitätspolizeilicher Eindämmung der Pandemie erreicht wird, erscheint als „neue Normalität“ um den Preis eingebüßter Freiheiten teuer erkauft.

Hatte John Locke in Reaktion auf Hobbes nicht dem Leviathan Fesseln angelegt? Erst ein regelgebundener, machtbegrenzter und gewaltentrennender Staat schützt vor staatlicher Freiheitsbedrohung und gewährleistet größtmögliche und gleichberechtigte Freiheit der Individuen bei notwendiger Sicherheit aller. Leviathan ist heute freilich nicht entfesselt, sondern als demokratischer Rechtsstaat intakt: Für individuelle und generelle Freiheitsbeschränkungen gilt die Bindung an das parlamentarisch erzeugte Gesetz. Grundrechtseingriffe müssen im öffentlichen Interesse sowie geeignet, erforderlich und angemessen sein. Es besteht ein System von Rechtsschutzeinrichtungen. All dies wäre jenen randständigen politischen Gruppierungen und Akteuren im virtuellen „Untergrund“ entgegenzuhalten, die verschwörungstheoretisch motivierte Behauptungen verbreiten, den demokratischen Staat verachten und ihm sinistre Absichten sowie eine „Inszenierung der Coronakrise“ unterstellen. Ihr Programm ist vielmehr antimodernistische Selbstermächtigung. Andererseits gibt es durchaus Staaten, die Krisen für autoritäre Zwecke instrumentalisieren.

Die konsequente Suche. Was ist eine adäquate Policy im Spannungsfeld von Gesundheitsschutz und Freiheit? Das Grundrecht auf Leben verpflichtet den Staat, vor Gefahren für Leib und Leben zu

schützen. Verhaltensgebote, insbesondere Betretungsverbote, haben den Zweck, die Ausbreitung der hoch infektiösen Viruserkrankung durch möglichst weitgehende Vermeidung von Kontakten zu verhindern. Verhaltensgebote dienen ausschließlich der Verhinderung weiterer Infektionen. Allerdings ist gesetzlich nicht vorgesehen, dass damit die Leistungsfähigkeit des öffentlichen Gesundheitssystems erhalten werden soll. Gegenüber der körperlichen Unversehrtheit als grundsätzlich absolut geschütztes Rechtsgut stehen andere Grundrechte, wie die Erwerbsfreiheit, Religionsfreiheit, Freiheit der Person und Versammlungsfreiheit, im jeweils notwendigen und zielführenden Ausmaß zurück. Vergegenwärtigt man sich die Totalität und die Folgen eines Shutdown, der das individuelle, wirtschaftliche, gesellschaftliche, religiöse und kulturelle Leben trifft, sind an die Rechtsetzung spezifische Anforderungen zu stellen: die laufende Erforschung der fachlichen Grundlagen zu risikogeneigten Verhaltensweisen und Situationen, eine strenge Verhältnismäßigkeitsprüfung, die konsequente Suche nach gelinderen Mitteln (z. B. Mund- und Nasenschutz, Mindestabstand, genügend Testkapazitäten), das Bemühen um Herstellung praktischer Konkordanz zwischen dem Ziel des Infektionsschutzes einerseits und der Ausübung garantierter Freiheiten andererseits, sachlich gerechtfertigte Differenzierungen für Ausnahmeregelungen aufgrund relevanter Unterschiede im Tatsachenbereich (z. B. bei Verkaufsflächen, Waschstraßen), die Bedachtnahme auf regionale Gegebenhei-



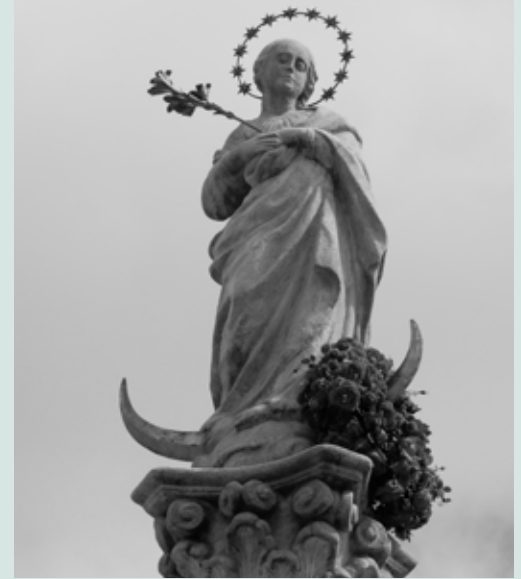
Gerhard Maurer: aus der aktuellen Serie „what are we waiting for“, in der der Klagenfurter Fotograf seine Familie, sein Zuhause, sein unmittelbares Lebensumfeld in der Zeit des Social Distancing dokumentiert. Foto: Gerhard Maurer

ten und die Identifizierung der Möglichkeit regionaler Lockerungen, besondere Präzision und rasche Reaktion der Legistik, die Befristung der Maßnahmen (sunset clause), die regelmäßige – ja tägliche – Evaluierung der Verhaltensgebote unter Einbeziehung aktueller Erkenntnisse. In den Abwägungsprozessen darf der Wert eines Lebens nicht relativiert werden: Es geht nicht an, Menschen aufgrund ihres Alters zu diskriminieren oder ihnen wegen einer Risikoeigenschaft die gleichen Wahlmöglichkeiten und ihre volle Inklusion sowie Teilhabe an der Gemeinschaft zu verwehren.

Über das Krisenmanagement hinaus erwarten wir von „unserem“ Leviathan, dass ihm gesellschaftlicher Zusammenhalt und Solidarität Anliegen sind, er auf spezifische Problemlagen reagiert sowie dazu beiträgt, die sozialen und wirtschaftlichen Folgen für Betroffene abzumildern. Schließlich sind staatliche Akteure gefordert, Lehren aus der Bewältigung der Krise zu ziehen, um adäquat die Zukunft bestreiten und sich in Resilienz üben zu können.

● **Edmund Primosch**

* 1967 in Klagenfurt; Legist und Leiter des Verfassungsdienstes des Amtes der Kärntner Landesregierung.



Die vieldeutige Marien-Pestsäule aus dem Jahr 1718 in Wolfsberg. Foto: Geraldine Klever

denk.mal

Maria auf der Mondsichel

Die Pest spielte in den kollektiven Ängsten der Bevölkerung der innerösterreichischen Länder seit ihrem ersten Auftreten 1348 eine besondere Rolle. Im westlichen Teil der habsburgischen Länder kam es bis 1713, im Südosten noch bis ins 19. Jahrhundert hinein, zu Epidemien. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts wurde deshalb die ehemalige Militärgrenze gegen das Osmanische Reich zu einem Pestkordon ausgebaut. Während der Staat vernunftgeleitet auf seuchenpolizeiliche Maßnahmen setzte, wurde dem Volk zum Schutz vor der Pest Frömmigkeit auferlegt. Ausgehend von Wien ließen die Habsburger in ihren Ländern unzählige Pestsäulen errichten. Deren Figurenprogramm – die Heilige Dreifaltigkeit oder Maria Immaculata – operierte mit einer weiteren Furcht: jener vor den Türken. Die 1718 als Votivgabe der Stadt Wolfsberg gestiftete und 2018 restaurierte Mariensäule bezieht sich deziert auf die Türkensiege von 1571 (Seeschlacht von Lepanto) und 1683 (Belagerung von Wien). Nachdem Papst Pius V. den Sieg der Heiligen Allianz über die Osmanen auf das Rosenkranzgebet und die Fürsprache Mariens zurückgeführt hatte, konnte das Bild der auf der Mondsichel stehenden Immaculata bzw. Apocalyptica als Siegeszeichen der katholischen Kirche und des Glaubenseifers der Domus Austriacae eine wirkungsmächtige politische Symbolik entfalten. Angeregt von Vorbildern in Rom und München wurden in der Mitte des 17. Jahrhunderts auch in Wien und Prag Mariensäulen errichtet. In Anlehnung an die Offenbarung des Johannes steht Maria auf der Mondsichel und zertritt die Schlange der Häresie. Rochus und Sebastian wurden seit dem Mittelalter als Wundertäter angefleht, um Infektionskrankheiten abzuwenden. Dass am Wolfsberger Monument zusätzlich zum üblichen Pestheiligenrepertoire auch die Bistumsgründer Heinrich II. und Kunigunde als Sockelfiguren hinzugefügt wurden, war ein Zugeständnis an das Hochstift Bamberg, das zum Zeitpunkt der Denkmalerrichtung noch die Oberhoheit über Wolfsberg ausübte und auch einen namhaften Betrag für die Herstellung der Mariensäule gespendet hatte.

● **Geraldine Klever**

* 1967 in Klagenfurt, seit 2003 im Bundesdenkmalamt, Abteilung für Kärnten, tätig.

Spielraum in den Druckverhältnissen der Gegenwart

Hubert Winkels im Interview.

Ingeborg-Bachmann-Preis-2020-spezial

Die Tage der deutschsprachigen Literatur von 17. bis 21. Juni.

Coronabedingt wird das ORF-Theater in Klagenfurt zwar nicht zum Anziehungspunkt für die deutschsprachige Literaturszene, aber es wird zu ihrer Schaltzentrale. Nach der Änderung der Statuten für dieses Ausnahmejahr werden die Beiträge der 14 Teilnehmer*innen aus Deutschland, der Schweiz und Österreich vor dem Bewerb von Kamerateams aufgezeichnet. Am 17. Juni wird im ORF-Theater von Moderator Christian Ankowitsch und Justiziar Andreas Sourji die Lesereihenfolge gelöst. Zudem wird es Musik von Klaus Paier und Asia Valcic geben. Gemeinsam mit der (ebenfalls aufgezeichneten) Klagenfurter Rede zur Literatur von Sharon Dodua Otoo mit dem Titel „Können Schwarze Blumen Malen?“ wird diese Eröffnung als Livestream auf bachmannpreis.orf.at übertragen.

Die Lesungen und Diskussionen (18. bis 20. Juni) werden von 3sat wie gewohnt live übertragen; das Besondere 2020: Niemand der Hauptakteur*innen ist in Klagenfurt. Die Jurydiskussionen werden – ebenso wie die Schlussveranstaltung und Abstimmung – über Liveschaltungen zu den Jurorinnen und Juroren abgewickelt.

Die Autorinnen und Autoren

aus Deutschland: Hanna Herbst, Leonhard Hieronymi, Lisa Krusche, Jasmin Ramadan, Helga Schubert und Matthias Senkel
aus der Schweiz: Meral Kureysli, Katja Schönherr und Levin Westermann
aus Österreich: Laura Freudenthaler, Lydia Haider, Egon Christian Leitner, Jörg Piringner und Carolina Schutti

Die Jury: Hubert Winkels (Vorsitz), Nora Gomringer, Klaus Kastberger, Brigitte Schwens-Harrant, Philipp Tingler, Michael Wiederstein und Insa Wilke

Wo sind Sie gerade?

Am Niederrhein, bei meiner betagten Mutter, in einem Zimmer mit Ausblick ins Grüne. Ich arbeite weitgehend von hier aus.

Und wo würden Sie gerne sein?

In den Souks von Fès in Marokko, wohin ich mit meiner Tochter hätte reisen wollen in diesem Frühjahr.

1986 veröffentlichten Sie bei Kiepenheuer und Witsch den Erzählband „Ausnahmezustand. In Variationen“. Ich hatte im Moment nicht die Möglichkeit, an das Buch heranzukommen, die Bibliotheken sind noch geschlossen, deshalb muss ich Sie fragen: Worum geht es darin, hatten Sie dabei auch so etwas oder etwas Ähnliches wie die derzeitige Situation vor Augen?

Es war eine eher mimetische literarische Reaktion auf die harte und kühle Art von Punk und New Wave, denen ich als intellektueller Schöngeist gerade in der Szene in Düsseldorf (Ratinger Hof) heftig und auch lustvoll ausgesetzt war. Schließlich war ich auch der Chefredakteur des damaligen Stadt- und Szenemagazins „Überblick“. Tatsächlich gab es eine Art Konzept, nämlich die Verschränkung von Erleben und Reflektieren des Erlebens aufzulösen mit einem „Coup“, einem Schlag. Also einen Ausnahmezustand anzusteuern, in dem es keinen Abstand mehr gibt zwischen den Dingen und Verhältnissen hier und den Bezeichnungen und Deutungen da. Das macht manche Geschichten – ich hab sie aber ewig nicht mehr gelesen – wohl offen für Dezinismus und Gewalt. Es war auch eine paradoxe Selbstrücknahme der hermeneutischen Verfügung über die Welt. Auf einer ganz allgemeinen Ebene – schließlich geht es heuer in Coronazeiten gerade auch um Notstand, Ausnahmezustand und Aufhebung von Verfassungsrechten, die individuelle Freiheiten garantieren, also



Ausnahmerecht und Durchregieren und so etwas Paradoxes wie „einverständigen Gehorsam“

... – auf dieser Ebene haben diese frühen Texte und die panikgeschrumpfte Gegenwart denn auch wieder miteinander zu tun. – Danke, dass Sie danach fragen, das setzt einige Erinnerungen und Gedanken frei.

„Wir werden nach der Eindämmung nicht in einer neuen Welt aufwachen; es wird die gleiche sein, nur ein wenig schlimmer“, war zuletzt von Michel Houellebecq zu vernehmen, soziale Isolation und Entfremdung würden zunehmen. Andere sehen Entschleunigung oder gar mehr Solidarität als Folgen. Wer hat eher Recht?

Ich fürchte, regierende und noch schlafende Autokraten könnten die gegenwärtige Situation verführerisch finden, weil sie lehrte, wie leicht mit entsprechendem Angstdruck Gesellschaften zu unterwerfen und zu formen wären. Der gegenwärtige Einschnitt in die gewohnte Ordnung der politischen und sozialen Dinge ist für mindestens drei Generationen völlig neu. Es ist der reale Ernstfall, der bisher immer nur denkbar war. Und es ist kein Krieg. So lässt sich vielleicht einüben, mit diesem Bruch im Gesetz und im tradierten sozialen Gefüge, als Gemeinschaft vernünftig umzugehen, d. h. den Weg zu Gewaltenteilung und differenzierter Institutionenkompetenz erneut zu bahnen.

Glauben Sie an die Literatur in Krisenzeiten? Wenn ja, was sind ihre Stärken, was vermag Literatur, vielleicht mehr als andere künstlerische Ausdrucks- und auch Kommunikationsformen?

Das oben Gesagte schließt die Künste und die Literatur mit ein. Ihre spielerische Auflösung der akut verhärteten So-Seins-Befehle schafft Abstand und Freiheit.



Hubert Winkels, seit 2015 Vorsitzender der Bachmannpreis-Jury. Foto: Johannes Puch

Dystopisch-apokalyptische Szenarien hat es in der Literatur stets gegeben, auch im Film. Mir kam zu Beginn der Krise Thomas Glavinics Roman „Arbeit der Nacht“ in den Sinn, eine Vision eines einzigen Überlebenden in einem sonst entvölkerten Österreich. Albert Camus' Roman „Die Pest“ führt die Zahl der aktuell meistverkauften belletristischen Klassiker weltweit an. Was reizt Ihrer Meinung nach so sehr daran?

Nun ja, man hätte gerne vergangene Vorwegnahmen des Unaushaltbaren als Entlastung von der bedrohlich unsicheren Gegenwart. Man kommt ihr so aber nicht auf die Schliche. Ich denke, man sollte sich eher von ihr entfernen, um ihr nahe-zukommen. Das Schöne tut seine Wirkung hinterrücks, in ihrem Pakt mit der Wahrheit. Man muss ihm nur mehr trauen, ihm mehr zutrauen.

Was lesen Sie gerade?

Ich habe gerade die letzten beiden Romane von Graham Swift gelesen, „Ein Festtag“ und „Hier sind wir“. Eben diese herausragenden illusionistischen Zaubereien führen uns die Träume vor, die wir, nach Shakespeare, sind: „Stuff as dreams are made on.“ Man gewinnt so Spielraum in den Druckverhältnissen der Gegenwart.

Heuer soll, nach anfänglicher Absage, das Wettlesen um den Bachmannpreis im Internet stattfinden. In gewisser Weise auch eine Dystopie, ein Nicht-Ort. Was erwartet uns?

Wir werden hören und sehen. Es ist wichtig, dass es dieses Literaturfest weiterhin gibt. Im Internet UND im Fernsehen. Zur Prognose: Autoren und Juroren sind in der technischen Vermittlung audiovisuell noch weiter voneinander und vom Publikum entfernt, die Gespräche können sicher nicht ihr volles Gegenwartsaroma entfalten, aber spannend ist es allemal, was aus diesem einmaligen

Experiment erwächst. Man weiß ja nie. Und 2021 geht's vor Ort weiter in Kärnten, in Klagenfurt. Zur Vergewisserung der realen Präsenz von allem wird man wohl als Erstes einmal in den Wörthersee eintauchen.

Sie haben sich der Petition einiger Jurymitglieder, dass der Preis bzw. die TddL heuer nicht ausgesetzt, sondern eben in anderer Form durchgeführt werden sollen, nicht angeschlossen, sondern waren skeptisch. Was waren bzw. sind Ihre Beweggründe?

Ich wollte in der frühen Phase vor allem die Aussage nicht teilen, dass das Aussetzen des Wettbewerbs falsch sei. Meines Erachtens gab es gute Gründe, dieses Aussetzen zu erwägen. Für einen lediglich online durchgeführten Bewerb war ich auch nicht zu erwärmen, weil ich die TV-Übertragung für gleichsam ‚lebenswichtig‘ halte. Also weil ich durch eine schnell improvisierte Internetfassung des Bewerbs seine Zukunft auch als Fernsehereignis gefährdet sah. Aber so, wie es jetzt als Übergangslösung gedacht ist, als Livestream und TV-Liveübertragung mit einem soliden technischen Konzept finde ich es gut, und das war meine Haltung auch von Anfang an. Darunter wollte ich „es nicht tun“.

Wie tief ist so ein Einschnitt von analog zu digital aus Ihrer Sicht? Was ist zu bedenken, um 2021 zum „Normalzustand“, also physische Veranstaltung in Klagenfurt und Fernseh-Direktübertragung, zurückzukehren?

Ich denke, man wird einige Defizite erkennen und froh sein, wieder zurück-zukehren zur alten Form. Die uns im Übrigen garantiert ist vom ORF. Was will man in dieser Situation mehr?

Denken Sie, dass sich heuer die Art der Texte und auch der Jurydiskussionen durch das digitale Format ändern wer-

den, dass dieses unter Umständen auch schon die Auswahl der Texte beeinflusst?

Nein, das denke ich nicht im Hinblick auf die Texte. Die Diskussionen werden sicher etwas monologischer ausfallen als sonst, mit ein paar seltsamen Übergängen und Rucklern, aber das kennt man ja jetzt schon seit etlichen Wochen.

Sie sind seit 2010 Juror bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur, seit 2015 Vorsitzender der Jury. Werden Sie Klagenfurt vermissen? Oder anders gefragt: Was werden Sie bei den TddL 2020 am meisten vermissen?

Alles. Ich hab oft und gern Urlaub rund um das Ereignis gemacht, auch in Österreich, auch in Kärnten, auch für dieses Jahr hatte ich eine gute Woche Kärntner Seen auf dem Plan. Ich mag das Land, die Stadt, die Atmosphäre. Ich war jetzt über dreißigmal da, und mag es nicht gern missen. Außerdem möchte ich mit den Autoren und meinen Mitjuroren reden, essen, trinken und über dies und das klagen und überhaupt die Anspannung, die auch ein interessantes Körpergefühl ist, das man ausbaden können muss vor Ort und mit den Freunden.

Worauf können wir uns freuen?

Vor allem auf Hochkonzentration. Nicht nur von uns und den Autoren, sondern auch von den Zuhörern und Zuschauern. Ohne Ablenkung, ohne Reden zwischendurch, just listen and see. Noch weniger ein Fest für die Sinne als sonst. Dafür tief inhalierte Bilder und Argumentationskaskaden im hochequilibristischen Stil: als Eins.

● **Katharina Herzmansky**

Mitarbeiterin der Kulturabteilung des Landes, literarischer BRÜCKEnfeiler.



Das Wort „Kultur“ leitet sich ab vom lateinischen „cultivare, colere“ für „bebauen, bearbeiten, pflegen“. Fotos: Helmut Zwander

Zwei Millimeter Homo sapiens

Welche Effekte hat der Stillstand auf die Natur?

Stillstand, den gibt es in der Natur nie – seit 3.900 Millionen Jahren gibt es keinen Stillstand! 3.900 Millionen Jahre sind ein gewaltiger Zeitraum. Nimmt man auf einem „Band des Lebens“ für jede Million Jahre einen Zentimeter, entstehen 3.900 Zentimeter Länge als Gegenteil von Stillstand und dazu kommen noch etwa 700 Zentimeter Nicht-Stillstand für die 700 Millionen Jahre der Vorbereitung auf den Beginn des Lebens. Leben bedeutet grundlegend ständige pulsierende Veränderungen.

Genauso wenig wie in einem belebten System jemals ein Stillstand die Herrschaft übernehmen könnte, gibt es in der Natur keine Normalität. Eine „normale“ Natur ist ein Wunschgebilde unserer Sehnsucht nach Stabilität. Natur kann gar nicht irgendwelchen Normen entsprechen, das wäre völlig gegen ihre offene Entwicklung. Die Natur im Sinne der Lebendigkeit ist geradezu das Gegenteil von „normal“ und es gibt eigentlich nichts „unnormales“ als ein lebendiges System.

Wobei aber das Bild eines „lebendigen Systems“ schwer oder gar nicht zu definieren ist, weil ja der Begriff des Lebens an sich nicht erklärbar ist. Auch die größten Philosophen, egal ob vom Materialismus oder von Religiosität geprägt,

haben sich an der Erklärbarkeit des Begriffs Leben „die Zähne ausgebissen“. Auch in einem der besten Versuche auf die Frage „Was ist Leben“ konnte der Physiker und Nobelpreisträger Erwin Schrödinger in seinem Bestseller-Buch nur die Kennzeichen des Lebens erklären, nicht aber den Begriff des Lebens selbst.

Das leise Sterben. Es wäre aber nun zu einfach, dem Effekt der Corona-Pandemie auf den „Stillstand“ – oder besser, den „Nicht-Stillstand“ – der Natur nicht doch nachzuspüren. Dafür muss aber die Ebene gewechselt werden und es muss die Frage gestellt werden, ob der Lockdown des gesellschaftlichen Lebens einen „Stillstand“ bezüglich der menschlichen Einwirkungen auf die Natur bewirken konnte. Und hier gibt es neben den vielen negativen Effekten der Corona-Pandemie wenigstens einige positive Aspekte. Diese positiven und wahrscheinlich zeitlich nur begrenzten Auswirkungen sind ein partieller Stillstand in einem Prozess, den der Mediziner und Humanbiologe Martin Grassberger in seinem gleichlautenden Buch als „Das leise Sterben“ bezeichnet hat. So leise und so unheimlich wie ein winziges Virus-Partikelchen das Sterben

eines infizierten Menschen auslösen kann, so leise und so unheimlich sterben und verschwinden auch die Artenvielfalt, die fruchtbaren Böden und die sauberen Gewässer. Nur wird gegen dieses „leise Sterben“ der intakten Natur kein Lock-down verkündet.

Vielleicht. Aber, es gibt zumindest einen leisen Hoffnungsschimmer auf eine Veränderung, immer verbunden mit dem Wörtchen „vielleicht“.

Vielleicht ist, wenn viele Weltbürger sehen, dass es ohne Massenkonsum auch ganz gut geht, ein Umdenken möglich!

Vielleicht entsteht eine größere Dankbarkeit für die Leistungen der lokalen Produzenten, eine der sogenannten „Heldengruppen“ der vergangenen Wochen.

Vielleicht schärft sich der Blick auf die vielen Vorteile einer ökologisch geprägten Landwirtschaft, welche dem „leisen Sterben“ in der Natur entgegenwirken könnte.

Vielleicht könnte dieser Blick auf die lokale landwirtschaftliche Produktion eine längst notwendige Revolution für eine gesunde Zukunft einleiten.

Vielleicht könnten viele Weltbürger sehen, dass der übermäßige Fleischkonsum eines der größten Übel im ökologi-



Foto: Gerald Arnold

film.tipp

Unterwasserfilmer

Motiviert durch die Filme von Hans Haas wollte der gebürtige Klagenfurter **Gerald Arnold** bereits in seiner Jugend Taucher werden. So arbeitete er in den Ferien seines Medizinstudiums als Tauchlehrer und begann schließlich, das Erlebte aus den Unterwasserwelten filmisch festzuhalten. In den letzten Jahrzehnten machte er mehrere Filme sowie zahlreiche Produktionen und Beiträge fürs Fernsehen. Die Arbeit an seinem neuen Film *Ocean Colors* dauerte fast sechs Jahre. In der Urlaubszeit reiste und filmte er an verschiedenen Locations, u. a. auf den Malediven und am Roten Meer. Die Geschichte, die in den Alpen beginnt und in den Korallenriffen endet, ist visuell beeindruckend sowie inhaltlich spannend und informativ. So wird die Welt auf dem Meeresboden in unterschiedlichen Facetten präsentiert. Farbenträchtige Freundschaften und Feindschaften in einer Umgebung, die in ihrer Komplexität, aber auch in ihrer Einfachheit und in Konzentration auf das Wichtigste, fasziniert. Zusammenleben, Kämpfe, Hunger, Verdrängung und Migrationen, all das kennt man bereits gut genug. Gerald Arnold beschäftigt sich dabei kritisch mit den negativen Seiten des Tauchtourismus, der seit Jahren boomt. Die Verschmutzung, die Ausbeutung der Tiere und der Klimawandel werden thematisiert. Wo und wie der Film gezeigt und vertrieben wird, ist aufgrund der aktuellen Beschränkungen noch ungewiss. Auch in beruflicher Hinsicht beeinflusst die Coronakrise den Filmmacher. Als Arzt arbeitet Arnold zwar in einem systemrelevanten Beruf, während der Pandemie ist er als Pathologe nicht direkt an der vordersten Front. „Ich fühle mich in dieser Situation privilegiert und habe große Wertschätzung für die Menschen, die aufgrund der Pandemie viel mehr belastet sind“, erklärt er. Im Moment wurden mehrere Pläne Arnolds für die Dreharbeiten auf Madagaskar und in Indonesien auf Eis gelegt. In nächster Zeit wird er sich mehr auf einheimische Geschichten konzentrieren. Ein lange geplantes Kunstprojekt in Zusammenarbeit mit Julia Malischnig soll mit Livemusik im Rahmen eines Festivals in Kärnten realisiert werden.

● Slobodan Žakula

Cineast und Sendungsmacher bei radio AGORA 105,5.

Dokumentarfilm: *Ocean Colors*

Kamera/Idee: Gerald Arnold

Produktion: Gerald Arnold/EKUS

Vorführungen: wenn es Corona erlaubt

schen Footprint der westlich geprägten Lebensweise darstellt.

Vielleicht bleibt die Erinnerung an die Leichtigkeit des Wanderns auf dem Lebensweg mit einem nicht so riesigen materiellen Rucksack wie vor der Covid-19-Krise möglichst lange erhalten.

Vielleicht – vielleicht – vielleicht!

Cultivare. Colere. Eines ist jedenfalls sicher: Verglichen mit den Problemen, die wir Menschen durch die fortschreitende Zerstörung der Vielfalt der Lebendigkeit auf dem Planeten Erde erzeugen, sind die Probleme der Covid-19-Pandemie eine Kleinigkeit. 3.900 Millionen Jahre hat die Entwicklung des Lebens benötigt, um ein mit „Weisheit“ begabtes Lebewesen namens *Homo sapiens* hervorzubringen. Bezogen auf diese 3.900 Zentimeter existiert der *Homo sapiens* gerade einmal 2 mm, das sind 200.000 Jahre. Was haben wir als Art in dieser Zeit unserem Planeten nicht schon alles zugemutet!

Ein Lockdown all dieser unnötigen und maßlosen Ausbeutungsaktivitäten wäre ein Wunsch an die Postpandemie-Zeit! Dazu ist ein durchaus machbarer Wechsel des Konsumverhaltes notwendig. Wie oft wurden zum Beispiel in den letzten Wochen



in den Medien Lobeshymnen auf die so wichtigen und segensreichen Errungenschaften der Digitalisierung unseres Lebens gesungen.

Wie selten hörte man dagegen Lobeshymnen auf eine gesunde Landwirtschaft als Basis für unser Leben. Was in den Kreisen der Hoch- und Volkskultur sowie innerhalb der Antreiber für eine digitalisierte Welt gerne vergessen wird: Kultur konnte nur entstehen und wird auch in Zukunft nur möglich sein, wenn man sich immer wieder in Erinnerung ruft, dass sich das Wort „Kultur“ vom lateinischen „cultivare, colere“ für „bebauen, bearbeiten, pflegen“ ableitet. Kultur hat also eine Gesellschaft, die in der Lage ist, eine zukunftsfähige und gesunde landwirtschaftliche Produktion von Lebensmitteln zu gewährleisten.

Das ist das Wichtigste! Jede Krise birgt in sich auch die Chance einer Veränderung – nutzen wir sie im Sinne eines Umdenkens bei der Erhaltung der wesentlichen Basis unserer Kultur und unseres Seins!

● Helmut Zwander

Biologe, Botaniker und Bio-Landwirt, Präsident des Naturwissenschaftlichen Vereins für Kärnten.

Liebe zum Absurden

Die Exorzismus-Performance
des Kollektivs Edelbauer/Goritschnig.



Raphaela Edelbauer und Simon Goritschnig
in ihrer Performance „Das Ritual“.

Foto: Kollektivs Edelbauer/Goritschnig



Was Simon Goritschnig und mich in unserer künstlerischen Arbeit vereint, sind zwei wesentliche Dinge: Das tiefe Gefühl der Allverbundenheit aller Dinge und die Liebe zum Absurden. Ersteres heißt: Ein Glaube an die weltbewegende Kraft der Sprache und Zeichnung, die sich tief in die *Conditio humana* eingeschrieben – oder sie (wie etwa Edelbauer denkt) sogar begründet – haben. Damit geht unweigerlich die Erforschung der Formmöglichkeiten von Text und Bild als eine Exploration der Menschheitsgeschichte und der Bedingungen von Naturwissenschaft einher. Letzteres heißt: Die Erkenntnisse aus erstens in übersteigter, performativer Art aufzubereiten und eigentlich nicht zusammengehörige Formen miteinander kollidieren zu lassen.

Exorzismus. In unserer Performance „Das Ritual“, die wir im Garten meines Elternhauses in der Hinterbrühl bei Wien aufgezogen und dann (vermeintlich) live per Stream auf YouTube stellten, spielen wir mit all diesen Elementen in Zeiten der virenbedingten Vereinzelung. Die Prämisse: Das Coronavirus soll, gleichsam als handelte es sich um einen bösen Geist, der ganzen Welt in einem Exorzismus ausgetrieben werden. Eine Stellvertreterhandlung, eine magische Abfolge, die die ohnehin schon stellvertreterhafte Gattung

des Livestreams konterkariert, die so plötzlich in unsere Leben Einzug hielt.

Die Elemente unseres Setups, das fast den Charakter einer Installation hatte, waren ein Dreibein, an dem ein Schafskopf hing, ein vier Meter langer Altar und ein efeubewachsener „Thron“ nebst Gong. Die Sequenzen der Dramaturgie hingegen scheinen wie eine Mischung aus alchemistischen Lehrbüchern und dem *Necronomicon*: Erst muss der Virus aus dem Körper eines Menschen (in diesem Falle meinem) extrahiert werden. Dann wurde eine kleine Plastikpuppe – ein sogenannter Wirt – gemeinsam mit einem Rehgebiss und einem Strauß Blumen, der dem Virus „Nahrung bieten“ sollte, verkocht.

Die Atmosphäre schwankte zwischen Parodie und Schauer – zwischen etwas, das unsere archaische Seele anrührt und doch dem hochtechnisierten Zugriff von Social Media unterworfen ist: Sofort durchbrechen wir den vermeintlichen Stream mit Einspielungen, die an die Skikommentatoren des ORF erinnerten und unser Format von innen heraus dekonstruierten. Nach der Performance konnte man Zertifikate, die die eigene Exorziertheit bestätigen, kaufen.

In einem Interview benannte ich den satirischen Zweck aus meiner Sicht auch als Schlaglicht auf den Literatur(und Kunst-)betrieb. Der Live-Stream als voll-

kommene Abschaffung der auratischen Künstlerpräsenz: *„bar dieser ‚physischen repräsentation‘ der kunst – weil sie nun einmal momentan virologisch untersagt wurde – emaniert aus dem was übrig bleibt (nämlich gar nix) in unvergleichlich majestätischer weise die vollkommene leere. es ist eine übersteigerung der unsinnigkeit des literaturbetriebs und sein teleologischer abschluss.“*

Was ist unlogischer daran, mit Runen und mittelalterlichen Apokryphen die Weltenseele zu heilen, als daran, die Anwesenheit der Künstlerin, des Künstlers durch den Orbit zu schicken? Nicht viel: Ein ultimativer Live-Stream ist ultimative Präsenz in der Abwesenheit; eine Art künstlerische Quantenheilung.

Vielleicht ist das übrigens Edelbauer/Goritschnigs nächstes Format – mit irgendwas müssen die Künstler*innen ja die Corona-Entgänge reinholen.

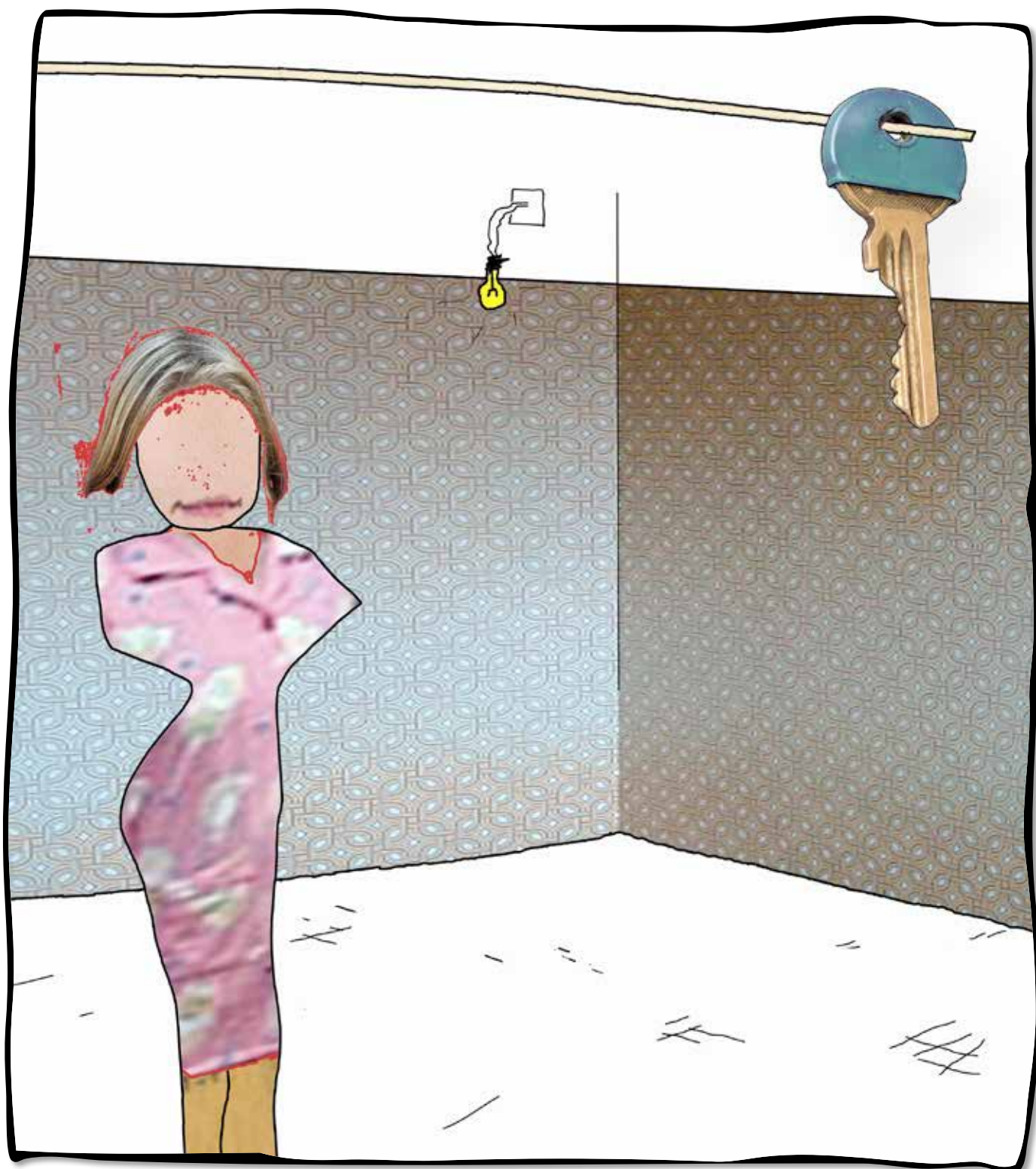
● Raphaela Edelbauer

* 1990 in Wien, Bachmann-Publikumspreisträgerin 2018 und Klagenfurts Stadtschreiberin 2019, studierte Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst in Wien, wo sie lebt und arbeitet.

● Simon Goritschnig

* 1988 in Klagenfurt, studierte Grafik/Druckgrafik an der Universität für angewandte Kunst; lebt, arbeitet und studiert Philosophie in Wien.

„Das Ritual“ ist zu nachzusehen unter:
www.simongoritschnig.com



Marko Lipuš: Schlüsselmomente, Fotocartoon, 2020. Der Künstler wurde 1974 in Eisenkappel/Železna Kapla geboren, lebt und arbeitet in Wien. Sein Schwerpunkt liegt auf experimenteller transformativer Fotografie, mit unterschiedlichen Interventionen entstehen neue Formen der Sichtbarkeit. 2018 veröffentlichte er den Bildband „Kratzungen blau“. www.markolipus.com Foto: Marko Lipuš



Astrid Langer, * in Klagenfurt, ihre Werke umspannen die Bereiche Malerei, Comic und Karikatur. Die Dachziegl ist eine von Astrid Langer eigens für DIE BRÜCKE entwickelte Figur. Sie lebt auf den Dächern von Klagenfurt, unterhält sich gerne mit Dachziegeln, ist musisch bewandert, mal Wissenschaftler, mal Preisträger und immer wahnsinnig wichtig.

Auf der Suche nach der verlorenen Freiheit

Der Landschaftsarchitekt und Künstler Hannes Gröblacher.



Installation des dominierenden Körperteils des modernen Menschen in der Kirche von St. Jakob im Rosental. Foto: Walter Polesnik | Hannes Gröblacher und seine „Österreich-Ziegel“. Foto: Johannes Hloch | U Bahnpeople. Foto: Hannes Gröblacher

In der Welt von gestern pflegte Hannes Gröblacher viele Stunden am Tag mit Bleistift und Schreibblock in den Wiener U-Bahnen zu verbringen. Der in Villach geborene Künstler zeichnete Menschen. Männer, Frauen, Junge, Alte, Manager und Obdachlose. Drei Sekunden reichten Gröblacher, um mit wenigen Strichen einen Augenblick ihres Lebens einzufangen. „Irgendwann habe ich gar nicht mehr auf das Papier gesehen, nur noch gezeichnet was ich sah.“ Zwischen 2007 und 2010 entstanden an die 4.000 Skizzen von Menschen mit oder ohne Ziel: am Weg zur Arbeit, nach Hause, zu ihren Geliebten oder ins Nirgendwo. Die Bilder zeigen Menschen, die Bücher lesen, eine Zeitung studieren oder vor sich hinblicken. Sie reagierten verblüfft, verärgert oder geschmeichelt darauf, dass sie von Gröblacher gezeichnet wurden. Mit manchen kam er ins Gespräch, es entstanden Bekanntschaften, Einladungen zum Kaffee trinken oder zu Partys. „Wenn man die Distanz überschreitet und in das Leben der Wienerinnen und Wiener tritt, ziehen sie erst eine Schnute. Aber dann erzählen sie einem ihr halbes Leben.“

Aus heutiger Sicht sind die Bilder wohl Zeitdokumente. „Heute könnte ich unbeobachtet zeichnen. Viele würden es gar nicht mehr bemerken“, sagt Gröblacher. Und auch die Motive wären weniger

abwechslungsreich: Menschen, die in ihr Handy starren. „Sie nehmen alle dieselbe Körperhaltung ein. Was um sie herum geschieht, nehmen sie kaum wahr.“ Es musste nicht erst eine Gesichtsmaskenpflicht im öffentlichen Nahverkehr verfügt werden, um Gesichter gesichtsloser zu machen.

Fingerzeig. Der 43-jährige Gröblacher ist Landschaftsarchitekt und Künstler. Seine Ausdrucksformen sind vielfältig, thematisch beschäftigt er sich immer wieder mit Individualität und persönlicher Freiheit. Sein womöglich stärkstes Statement gegen die zunehmende Gleichschaltung in Zeiten der Digitalisierung war eine Installation in der Kirche von St. Jakob im Rosental. Im Inneren des Gotteshauses ließ Gröblacher einen riesigen Finger aus der Wand wachsen, der nicht zufällig auch an einen Phallus erinnerte. Der Finger stand für den dominierenden Körperteil des modernen Menschen, jenem, mit dem Handys und Tablets bedient werden. Der angedeutete Penis thematisierte die libidinöse Beziehung des digitalisierten Menschen zu seinen datenhungrigen Endgeräten. Nicht genug, dass die Leute ihre Einzigartigkeit opfern. Es macht sie auch noch geil.

Die Installation war das Ergebnis einer intensiven Auseinandersetzung mit dem südkoreanischen Philosophen Byung-Chul

Han. Der wortmächtige Kritiker algorithmengesteuerter Selbstoptimierung warnt in seinen dystopischen Schriften davor, dass Freiheit am Ende bloß eine Episode gewesen sein könnte. „Nichts hat mir je so viel Angst gemacht wie dieser Satz“, sagt Gröblacher. „Wir müssen höllisch aufpassen, dass wir unser Gefühl für Freiheit nicht verlieren.“

Die Umsetzung der Installation in St. Jakob im Rosental war eine Art Heimspiel für Gröblacher. Hier hatte er in seinen Jugendjahren erste Erfahrungen mit der Welt der Kunst gemacht. Als Teil der Theatergruppe „teatr trotamora“ des Regisseurs Marjan Štikar habe er die Scheu abgebaut, sich im öffentlichen Raum zu exponieren. „Aber mein wichtigstes Ausdrucksmittel war immer das Zeichnen“, sagt Gröblacher.

Also zog es ihn zum Studium der Landschaftsarchitektur nach Wien, wo er mit Gleichgesinnten am liebsten Stadtspaziergänge ohne scheinbares Ziel unternahm. „Man lässt sich treiben und versucht, Situationen herzustellen. Eine kleine Änderung der Wegroute kann völlig neue Blicke aufmachen“, erzählt Gröblacher. Die vielfältigen Begegnungen mit Fremden schärften den Blick auf seine Mitmenschen: „Im Alten AKH trafen wir auf zwei Obdachlose, die in einem Verschlag lebten.“



Einer der beiden hat sich auf den Boden gelegt und uns aufgefordert, auf seinen Körper zu steigen.“ Gröblacher machte mit, mit einem Gefühl der Beklommenheit. „Er wollte uns wohl zeigen, dass er das aushält. Dass er seine Situation aushält. Dass er kein Schwächling ist.“

Nach dem Studium heuerte Gröblacher in verschiedenen Landschaftsarchitekturbüros an. Glücklicherweise machte ihn das nicht. „Man verbringt viel Zeit im Büro vor dem Computer, in Meetings. Ich habe das irgendwann nicht mehr ausgehalten. Wenn ich mich mit der Gestaltung eines Raumes beschäftige, dann muss ich diesen Raum erfahren und ihn nicht nur über Fotos oder Google Maps am Computer sehen.“ Er sei wohl, befand Gröblacher schließlich, nicht geeignet für das klassische Geschäft der Landschaftsarchitektur. „Wenn es zu lange dauert, breche ich aus.“

So kam es, dass er sich mehr und mehr mit temporären Kunstprojekten beschäftigte. Er gestaltete einen OBI-Baumarkt in der Wiener Triester Straße mit einer ausgeklügelten Installation von Pflanzentrögen und Gießkannen. Für das Landscape Festival im tschechischen Ostrava machte er auf einer aufgelassenen Brücke durch Eisenbahnschwellen und Asphaltbruch die Veränderungsprozesse in der einstigen Metropole der Schwerindustrie sichtbar. Und für die niederösterreichische Garten-

stadt Tulln errichtete er – zunächst ohne es zu wissen – einen ganz besonderen Kinderspielplatz. Dabei wollte er eigentlich Medienkritik betreiben. Gröblacher leimte aus zehntausenden Ausgaben des Revolverblattes „Österreich“ Ziegel, mit denen er einen „Irrgarten“ errichtete: „Ein nutzloses Archiv als Antithese zum herrschenden Dogma permanenter Verfügbarkeit und doch präsent in seiner physischen Gestalt.“ So weit die Theorie. Die minderjährigen Besucher*innen des Tullner Wasserparks interessierten sich aber nicht die Bohne für den Grundstoff des Labyrinths: Ob das Papier von der New York Times oder von Österreich stammte, war ihnen einerlei. Sie sahen in dem Kunstwerk einen perfekten Ort zum Spielen und Kraxeln. Bald gab es Löcher im Gebälk, dafür wurden neue Stiegen errichtet und ein improvisiertes Kaffeehaus. „Sie haben sich das Kunstwerk angeeignet und zu einem Spielplatz gemacht“, sagt Gröblacher stolz. Was kann sich ein eigenwilliger Künstler wie er Besseres wünschen? www.bla.zone | www.ubahnpeople.com

● Wolfgang Rössler

39, aus Steindorf am Ossiacher See, lebt in Wien, ist u. a. Korrespondent der NZZ am Sonntag.



Foto: Archiv

literarische.notiz

Ein markanter Erzähler

Das Jahr 1920 stand Pate für viele große Autoren, den unsterblichen Paul Celan, die schillern-de Marlen Haushofer, den Underground-Lyriker Charles Bukowski ... Nicht zu vergessen den Romancier und Poeten **Anton Fuchs** (1920–1995), um den es paradoxerweise schon zu Lebzeiten eher still geworden war, obwohl er alle Eigenschaften eines Wortmagiers und Kulturmediators besaß und wie eine Ikone der Kulturcafés wirkte: groß, hager, kurzes büstenartiges Haar, grauer buschiger Schnurrbart, markanter Bariton. Ein Don Quijote – statt mit Lanze mit einer Zigarette zwischen den Fingern! Wenn er eine seiner Kurzgeschichten vorlas, war jeder Satz wie eine sonore Cellophrase, Ton für Ton traf er die Melodie bis hin zum gut gebauten Finale mit Coda. Die Frage stellt sich, warum man seine Geschichten heute kaum noch erhält, die „Imaginären Berichte“, die „Flaschenpost“, den im Alekto-Verlag von Walter Peball edierten Roman „Deserteur“, den Kurt Kusenberg so geschätzt hat. *Habent sua fata libelli*, die Bücher haben ihr Schicksal, so wie es Anton Fuchs hatte, den es 1972 von Wien ins ländliche Klagenfurt zog, in das von ihm (und seiner Lotte) so geliebte Südland. Im Bildband „Auf ihren Spuren“ hat er Essays über die Musiker geschrieben, die von Kärnten inspiriert wurden (Brahms, Mahler, Berg, Webern, Hugo Wolf). Von dieser karantänischen Inspiration und Aufgeschlossenheit hat Anton Fuchs als „Kunstsprecher und Sprechkünstler“ auch selbst vieles weitergegeben, vor allem an seine Dichterkollegen aus Osteuropa.

● Jozef Strutz

* 1952 in Ruden/Ruda bei Völkermarkt/Velikovec, Autor, Musil-Forscher und Übersetzer aus dem Slowenischen.



Primus Sitter. 2019 erhielt er den Würdigungspreis des Landes Kärnten für Musik. Foto: Marion Pecksieder

lechts und links

Primus inter Pares Sitter.

Zuweilen bedarf es vieler Jahre und schicksalhaft verschlungener Zufälle, bis das einem in die Wiege gelegte Talent sein kongeniales Betätigungsfeld findet. Wie bei dem bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr musikalisch vollkommen unbedarften Primus Sitter, der bei seinem Eintritt in den musischen Zweig des BORG kein Instrument spielte und aus Kostengründen die Gitarre anstatt des Klaviers wählte. Mit dieser Entscheidung hatte der junge Sitter, frei nach Albert Camus, das gewählt, was am wichtigsten in seinem weiteren Leben sein sollte und er hatte die Kraft, dabei zu bleiben.

Schon in seinem ersten BORGjahr gründete er mit Gleichgesinnten eine Band, die wild und experimentell drauflos legte und bereits nach sechs Monaten ihr erstes Konzert gab. Jimi Hendrix, John McLoughlin, teilweise Frank Zappa, später Pink Floyd und vor allem Carlos Santana waren damals seine spielerischen Vorbilder. Sitter versuchte auf seiner klassischen Gitarre Santana zu imitieren, bis er nach Monaten des Übens und Experimentierens begriff, dass er mit seinem Instrument diesen Sound nicht spielen konnte. Dieses positive Scheitern führte zum Kauf seiner ersten elektrischen Gitarre. Mittlerweile spielt er ausschließlich nur auf eigens für ihn angefertigten Unikaten des Gitarrenbauers Gregor Rogy.

Sitters unverwechselbares Spiel hat in Nuancen seinen Ursprung in seinen ersten Lernstunden: Obwohl Linkshänder, hielt er die Gitarre seit seiner ersten Saitenberührung wie ein Rechtshänder. Bei dieser

Spielweise ist die Zupf- oder Schlaghand nicht wie allgemein in seiner Zunft üblich die stärkere, sondern die schwächere. Diese Umkehr wurde ihm nach Anfangsschwierigkeiten im Lauf der Zeit ein Vorteil.

Dem BORG folgten ein zweiwöchiges PÄDAK-Intermezzo und die anschließende Flucht nach Graz; ausbildungsschlussendlich absolvierte er die neue Jazzklasse am Klagenfurter Konservatorium. Dort lernte er Michael Erian kennen und gründete mit ihm *Prima Volta*. Deren CD „Sometime – Somewhere“ klang bis in die Ohren der Organisatoren des Jazzfestival Montreux, und die Gruppe wurde, als erste und bisher einzige Kärntner Formation, zu einem Auftritt dorthin eingeladen; direkt nach ihnen musizierte Al Di Meola.

Seither spielte und komponierte Primus Sitter – der in Nashville/Tennessee Preisträger der „International Heritage Jazz-Guitar-Competition“ wurde – in und für so viele Formationen, dass für deren Aufzählung auf dieser Seite viel zu wenig Platz wäre. Darum nur eine kleine, nicht chronologische Auswahl: *Minor Affaires*, mit dem legendären Schlagzeuger Erich Bachträgl und dem deutschen Trompeter Oliver Groenewald, in dessen international besetzter Formation *Oliver Groenewald Newnet* er sein Gitarrenspiel in neue Höhen katapultierte. *Primus Sitter Five*, mit dem Bassisten Peter Herbert, dem Pianisten Karen Asatrian und dem Drummer Alex Deutsch, der ihn nach New York holte. „The Talltones“, mit Richi Klammer und Stefan Gfrerrer oder mit dem Bassisten Marc Abrams.

Als Theaterkomponist, Musikalischer Leiter und Gitarrist arbeitete er u. a. für das klagenfurter ensemble, das Klagenfurter Stadttheater, das Düsseldorfer Schauspielhaus, das Burgtheater und für die Salzburger Festspiele. Vom Theater ist es nur ein Katzenhechtsprung ins Theatercafé der Cafetiere Veronika Salcher. In diesem gastronomischen Kunstraum leitete er beinahe zwei Jahrzehnte die sensationelle Konzertreihe *THEATER-CAFE DIREKT*, in der die besten heimischen und dutzende internationale Musikerinnen und Musiker aufspielten (nachzuhören auf den CDs „Primus Sitter Werkstatt“).

Gegenwärtig muss Sitter, der durch die halbe Welt tourte, öffentliche Auftritte hintanstellen. Untätig bleibt er nicht. Im Rahmen des aktuellen UNIKUM- und VADA-Projektes „Flaschenpost“ [siehe BRÜCKEseiten 24-25] spielt er als Harpuner die „Open Chords For Tegetthoff“. Für den gerade entstehenden, neuen Robert-Schabus-Film „*shut up & down*“ komponiert er die Musik und mit dem Autor und Liedermacher Alfred Goubran spielte er aus dem kommenden Album „M'zungu Blues“ für eine Rundfunkübertragung in der Villa Forest [siehe BRÜCKEseite 70].

Play it again, Prime!

● **Wilhelm Huber**

Rezensent, Destillateur und gemeinsam mit Klaus Amann Gestalter der St. Veiter Literaturtage.

Anna Baar

Als ob sie träumend ginge ...

Alles, was ich von Anna Baar kenne, hat den gleichen, lange in der Erinnerung nachklingenden, Zauber: ihre Sprache, mit der sie eminente Geschichten erzählt und schreibt, die umfassende Anmut ihrer Person, ihr Schweigen nachdem sie kurz lachen musste, die Art wie sie einen Tee trinkt. Es scheint, dass Qualitäten einer höheren Sphäre sich in ihr zur Aufführung bringen. Jede Begegnung mit dieser mädchenhaften Frau und ihren Arbeitsergebnissen lässt mich vergnügt staunen. Das Dasein der Anna Baar ist ein schlafwandlerisch-sicheres Musizieren für alle, die mit dem sechsten und siebten Sinn gesegnet sind.

● André Heller

Anna Baar erhält den Humbert-Fink-Literaturpreis 2020. Die ursprünglich für den 7. Juni geplante Preisverleihung wurde auf den Spätherbst verschoben.



Rendezvous mit Fabio Zolly

oder: Der Künstler auf der Kaviardose.



Fabio Zolly.
Foto: Roland Unger

Welträtselrallye. Einer der besten Wege, um sich Kunst zu nähern, ist die Ratlosigkeit. Und, ja, bei Fabio Zolly ist das nicht nur der beste Weg, sondern die einzige Möglichkeit. Denn nichts ist so, wie es scheint. Und doch ist alles so, wie es ist. Nämlich: „Kunst ist meine Anwesenheit ist Kunst.“ Und das mutiert dann, wiederum ausstellungsweise, zu einem „Rendezvous mit der Wirklichkeit“.

Und jetzt also ein Rendezvous mit dem Künstler. Das geräumige Atelier liegt in Wien-Simmering, der Bezirk ist nicht gerade als Hot Spot für die Kunst bekannt. Stattdessen Autohäuser. Werkstätten. Wohnblocks. Autobahn. Lebensmittel-Im- und -Export. Randstädtischer Industriecharme. Der nächste mit Kunst assoziierte Ort ist das Belvedere 21 und in etwa dreißig Fußmarschminuten stadteinwärts entfernt, das Heeresgeschichtliche Museum liegt schon eine Spur näher. Der Immobilien-Entwickler Erwin Soravia hat Zolly die Räumlichkeiten vor gut fünfundzwanzig Jahren kostenlos überlassen. Man kennt einander aus der Heimatstadt Spital an der Drau, wo der Künstler 1955 (und der Unternehmer zwölf Jahre später) geboren wurde. Das erste Bild, erzählt der Künstler, habe „der Erwin“ mit siebzehn gekauft. Seit damals sei man ziemlich

beste Freunde und später, wenn man so will, auch Geschäftspartner geworden. Zolly zieht eine Fotomontage aus dem Berg aus Fotos, Katalogen, Skizzen, Utensilien, Zeugs, das auf dem großen Ateliertisch verstreut ist: Es ist sein Entwurf für die Foyergestaltung eines Hotels in einem der Türme der Triple City, die von der Soravia Group am Donaukanal hochgezogen wurde. Und, ja, es zaubert ein Schmunzeln auf die Lippen: Ein schickes Hotelfoyer, das gute Laune macht, scheint schon einmal ein gelungenes Konzept zu sein.

Zolly, das sollte an dieser Stelle vielleicht noch rasch eingefügt werden, ist ein Sammler alter Gerätschaften, weshalb sein Atelier ein Hauch von Nostalgie durchweht. Seine Reiseschreibmaschine, die noch aus DDR-Zeiten stammt, nennt er liebevoll Frau Erika, im Atelier schreibt er auf einer mechanischen Torpedo in Grau. Ein Sharp-Röhrenfernseher steht da und auch ein Roadstar-Radio aus den Roaring Sixties. Und dieses findet sich auf den Hotelfoyerplänen wieder, aufgeblasen zu einer Rezeptionsbudel (was entfernt an den Popstar Claes Oldenburg erinnert, der bekanntlich Kleinzeug wie Lippenstift oder Eisstanitzel in riesige Skulpturen transformiert hat). Eine Art Welträtselrallye ist auf die Foyerwände affiziert,

nämlich Zollys Kanaldeckel-Frottagen. Wo immer Zolly auf seinen Reisen landete, nahm er Abriebe der Kanaldeckel, diese Frottagen wurden – auch – zu einer Art Markenzeichen.

Kaviar – die Jause des Künstlers. Der Empfangschef hinterm Roadstar-Radio-Empfangs-Tresen ist dem Künstler wie aus dem Gesicht geschnitten. Die Miniatúrausgabe von Fabio Zolly ist ein 3D-Druck und kauert im Atelier auf blauen Kaviar-Blechdosen. „Kaviar – die Jause des Künstlers“, witzelt dessen Alter Ego. Die Kunstfigur erblickte das Licht der Kunstwelt in den 1990er-Jahren in New York, als Zolly ein dreimonatiges Stipendium für Fotografinnen und Fotografen im Big Apple verbrachte. Der kleine 3D-Zolly saß freilich schon an vielen Orten, unter anderem im Museum Moderner Kunst Kärnten oder in der Wiener Galerie Viktor Bucher: Auf Transportkisten hockend blickte er auf ein Pappkartonhaus, das wiederum auf wackeligen Pappstelzen fast so hoch hinaus wollte wie der Turm zu Babel – und daher buchstäblich an den Plafond stieß. Seine rot-weiß-roten, mit „do not cross“ und „copyright by Fabio Zolly“ bedruckten Statement-Absperrbänder schlang er als Zugangsverwirrung drum herum. Mit



diesen Bändern hat er schon Straßenzüge in Paris begrenzt, das Areal vor der Wiener Staatsoper abgesperrt oder sie um die Akropolis gezurrt, was er dann „Festung Europa“ nannte. Seine künstlerische Auseinandersetzung mit dem (öffentlichen) Raum und die nicht gerade unwesentliche Frage, wer ihn sich aneignen darf und wer offenbar – warum eigentlich? – draußen bleiben muss, hat zuletzt durch die coronabedingten Ausgangsbeschränkungen einen geradezu beängstigenden Aktualitätsschub erfahren. Auch mit den Fotos durchleuchteter Menschen, Koffer und Reisetaschen nahm er bereits vor zwölf Jahren die Debatte um den gläsernen Menschen, um GPS, Pop-up-Ads und nicht zuletzt um Contact-Tracing-Apps vorweg.

Artist's Kitchen. Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Diese Frage treibt Fabio Zolly um. Antworten gibt er, wenn, dann verschlüsselt, er ist schließlich kein Weltenerklärer, aber ein die Welt stetig Hinterfragender. Kontext und Konzept sind die Zauberworte. Der auf Verkauf und Wiedererkennbarkeit trainierte Kunstmarkt langweilt Zolly, spätestens nach seinem Herzinfarkt und drei Bypässen vor fünf Jahren hat er sich die Frage nach Sinn und Unsinn neu gestellt. „Ich bin damals

ins Atelier gefahren, fand aber alles sinnlos. Wenige Wochen später ist mein Kollege Karl-Heinz Ströhle plötzlich gestorben. Das hat alles relativiert.“ Lieber noch als Kunst zu machen, sitzt er daheim am Küchentisch oder im Atelier und schreibt seine assoziativen Gedankensprünge auf: „Ich sag immer, ich bin ein Küchenpoet.“ Folgerichtig steht auf seiner Ateliertür „Artist's Kitchen.“ Er steckt die Karte, die er sich selbst an seine Atelieradresse geschickt hat, zu hunderten anderen in eine Schachtel. Seit vielen Jahren schon tippt er täglich minutiöse Berichte über seinen Alltag, aber auch Kochrezepte, Banales und Philosophisches auf Ansichtskarten oder Fotos, frankiert sie und schickt sie entweder an seine niederösterreichische Wohnadresse oder ins Atelier. Das gehöre eigentlich alles längst geordnet, sagt er und blickt leicht verzweifelt um sich: „Aber eigentlich bin ich faul. Dazu stehe ich. Ich kann stundenlang einfach nur dasitzen und schauen und nachdenken und dahinfantasieren.“

● **Andrea Schurian**

aus Feldkirchen stammende, in Wien lebende, freie Autorin; „Die Presse“-Kolumnistin und Chefredakteurin der jüdischen Zeitschrift NU; langjährige Leiterin des Standard-Kulturreports; Moderatorin (u. a. für den ORF-Kulturmontag oder die 3Sat-Kulturzeit) und Filmemacherin (z. B. über Maria Lassnig oder André Heller).



Peter Krawagna: Mittagskogel, 2010. In Heinz Pototschnigs Roman „Die Wanderung“ ist ein Mann unterwegs zum Mittagskogel ... Foto: Ferdinand Neumüller

literatur.tipp

Literatur, die nicht alt wird

Vor 25 Jahren starb **Heinz Pototschnig**, langjähriger Vizepräsident des P.E.N. Kärnten, Teilnehmer am Bachmann-Wettlesen 1977, Herausgeber der Zeitschrift „Der Bogen“. Ich habe gerade sein Buch „Die Wanderung“ (ersch. 1976 bei Zsolnay) gelesen. Mit Vergnügen gelesen. Klare Sprache, keine wie auch immer gearteten Metaebenen, dass man halt doch mit dem Geschriebenen eigentlich ein Dahinter meint, vielleicht das Geworfen-Sein des Menschen in eine entfremdete Natur, die Einsamkeit des Individuums, oder was weiß ich noch alles. Ein Stück direkte Literatur, der man das Entstehungsjahr nicht ansieht. Erwartungshaltungen mögen sich ändern. Sie sollten den Stoff, aus dem die Leseabenteuer bestehen, nicht beeinflussen. Pototschnig spannt einen Bogen der Suggestion über die Leserin, den Leser, dem ich mich nicht entziehen möchte. Einfache Geschichten, auf den ersten Blick hin einfach erzählt. Ein Mann wandert, beschließt, vom Weg abzukommen, stürzt in eine Mulde, bricht sich ein Bein, verrenkt sich die Schulter, kann sich kaum bewegen, verbringt eine Nacht im Wald. In Sichtweite, aber doch weiter entfernt, gehen Menschen vorbei. Er kann sich nicht bemerkbar machen, eine Blutvergiftung schmerzt. Jeder einzelne Schritt, jede Handbewegung wird beschrieben. Es geschieht neben mir, dem Beobachter (Leser) ganz nahe. Der Wald ist Dialogpartner ohne Kitsch. Auf der Suche nach „dem Kärntner Roman“, der von Manfred Posch stets eingefordert wurde, bin ich H. Pototschnig begegnet. Erstaunliche Einsicht für mich: Bemerkt und besprochen wird in der Hauptsache, was gerade ins zeitgeistige Verlags- oder Rezeptionsprogramm des Feuilletons passt. Was ist mit Lorenz Mack, Hans Leb, Michael Guttenbrunner (Danke, Vinzenz Jobst), was mit Lernet-Holenia? Wo ist Anton Fuchs? Eine Spurensuche führt zu den Altvorderen, weist in unsere Gegenwart und kann vielleicht eine zukünftige Entwicklung andeuten. In welchen kulturellen Zusammenhängen, betrachtet mit den Mitteln der Literatur, stehen wir? Literatinnen und Literaten beschäftigen sich gerne mit ihren Großvätern und -müttern. Das sollte auch mit den Künstler*innen geschehen, dann geschieht etwas mit uns.

● **Günter Schmidauer**

Präsident des Kärntner P.E.N.-Clubs.



Franz Moro. Foto: Ernst Peter Prokop | Franz Moro: Belvedere, 1968. Foto: Kunstsammlung des Landes Kärnten/MMKK | F. Neumüller

Franz Moro

Eine Hommage.

Künstlerischer Angelpunkt. Am 21. April feierte der bedeutende Klagenfurter Künstler Franz Moro seinen 80. Geburtstag. Moro, Sohn eines Kärntners und einer Italienerin, wuchs in Klagenfurt auf und absolvierte hier das humanistische Gymnasium. Nach der Matura wurde er in die Klasse von Paris Gütersloh an der Akademie der bildenden Künste in Wien aufgenommen und besuchte diese von 1958 bis 1963. Nach Kärnten zurückgekehrt, profilierte sich Franz Moro überwiegend mit Gouachen, Aquarellen und Zeichnungen als exzellenter Maler, dessen Werk man in Einzel- und Gruppenausstellungen bewundern konnte. 1975 erhielt er den großen Förderungspreis der Stadt Klagenfurt und 1979 den Kunstförderungspreis des Landes Kärnten. 1974 stattete er die Einsegnungshalle Klagenfurt-Hörtendorf mit Glasfenstern aus. Mehrmals wurde Moro bei der INTART-Biennale präsentiert und konnte im Zuge dieser internationalen Kunstschau eine Einzelpräsentation absolvieren. Von 1982 bis 1984 war Franz Moro Kopf der „Großen Galerie im Künstlerhaus“ und erwies sich hier auch als künstlerischer Leiter des Kunstvereins Kärnten. Franz Moro zeichnet sich zudem als kunsthistorischer Pädagoge, der als „Brotberuf“ am Bundesgymnasium 1 bildende Kunst unterrichtete, aus. Als hervorragender Künstler seiner Generation war und ist er gleichsam mit allen österreichischen Kolleginnen und Kollegen seiner Generation befreundet und bildet quasi einen künstlerischen Angelpunkt in seiner Heimatstadt. Dies ist nicht nur auf sein exquisites Wissen zurückzuführen, sondern auch auf seine sprachliche Treffsicherheit, seinen Humor

und seine Situationskomik. Von seinen Freunden liebevoll „Babi“ genannt, fällt Franz Moro aber durch Bescheidenheit in Hinblick auf seine künstlerische Kompetenz auf. Insgesamt gehört Franz Moro der künstlerischen Nachkriegsgeneration an. Diese wurde kaum gefördert, wegen der Geldknappheit nicht mit Aufträgen überschüttet, daher quasi zu Unrecht übersehen, wenig geehrt und erst in späten Jahren neu entdeckt. Demnach müsste Franz Moro in diesem Jubiläumsjahr besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden!

● **Ilse Gerhardt**

* 1944 in St. Veit an der Glan, lebt in Klagenfurt, ist u. a. Autorin und Kulturjournalistin.

Abstrahierte Formensprache. Das Frühwerk Franz Petschounig-Moros ist geprägt von den Einflüssen der Wiener Schule des Phantastischen Realismus, als dessen Mitbegründer Albert Paris Gütersloh, Wiener Maler, Schriftsteller und Professor an der Akademie der bildenden Künste, gilt und dessen Klasse für Malerei Franz Moro besuchte. Zunächst zeigt sich im Werk Franz Moros ein eigenständiger Realismus in intensiven, kontrastreichen Farben, nahezu verspielt wirken oftmals die Sujets durch die weiche Konturierung und die sanfte Schattierung. Die Abgrenzung zur abstrakten Malerei, surreale und expressionistische Tendenzen und ein Bezug zur Neuen Sachlichkeit – markant für die Wiener Phantasten – sind zunächst auch bei Franz Moro deutlich spürbar. In seinen Porträts oder Stadtansichten greift er wiederholt fantastische, unwirkliche Formen auf, jedoch immer in Bezug zur äußeren Wirklichkeit.

Franz Moro stellt 1963 erstmals bei Heiderose Hildebrand in Klagenfurt aus, weitere Ausstellungen im In- und Ausland folgen. Seit damals nimmt er nicht nur als Künstler, sondern auch als Kunsterzieher und als Mitglied und später Sprecher im künstlerischen Beirat des Kunstvereins wesentlich Anteil am Kärntner Kunstgeschehen. In den folgenden Jahren löst er sich zunehmend von einer seine frühen Werke bestimmenden Gegenständlichkeit, seine Malweise wird gestischer und spontaner, informelle Tendenzen zeigen sich. Sich überlagernde Farbschichten im Zusammenspiel mit dynamischen Linien, die in den Untergrund gekratzt oder auf diesen gemalt oder gezeichnet werden und expressive Farbspritzer bestimmen die für ihn nun typischen Kompositionen. Diese beziehen sich zwar ursächlich auf reale Gegebenheiten wie Landschaftsausschnitte, Mauerreste oder architektonische Fragmente, werden allerdings in einer stark abstrahierten Formensprache wiedergegeben. Ein harmonischer Bildaufbau, intensive Farbigkeit und ausgewogene Hell-Dunkel-Kontraste erzeugen eine ganz eigene Atmosphäre.

● **Nora Leitgeb**

Kunsthistorikerin und Kulturmanagerin für zeitgenössische Kunst, Graz und Klagenfurt; derzeit: Ausstellungsmanagement & Pressearbeit im Museum Moderner Kunst Kärnten.



Leonie Humitsch. Foto: Sam Strauss

Performance des Alltags

und die Kunst der Leonie Humitsch.

„Man muss das Leben tanzen.“
<Friedrich Nietzsche>

Covid-19 hält ein Brennglas über unseren Alltag. *Die Stunde, da wir nichts voneinander wussten* beginnt gerade erst oder ist schon längst ausgeschlagen. Sie wird uns noch länger begleiten. Plötzlich wird der Spaziergang auf dem Gehweg zur ungewollten Tanzeinlage, Einkaufen im Supermarkt eine absurde Stegreifperformance. Neue Kostüme und Maskierungen inklusive. Die Warteschlange vor dem Baumarkt choreographieren, behandschuht mit den Einkäufen jonglieren, aber auch in vereinsamten Zügen oder Straßenbahnen Theater spielen. Wir wissen schon längst nicht mehr, wo denn der Tanz eigentlich beginnt.

Chance auf Intimität. Leonie Humitsch tanzt seit gut dreißig Jahren. Und das ist beinahe ihr ganzes Leben. Mit dem Tanzen aufhören wollte sie nie. 2016 wurde ihr der Förderpreis für Darstellende Kunst des Landes Kärnten verliehen und damit hat das Land eine Tänzerin ausgezeichnet, die wegweisend in all ihren Projekten einen transdisziplinären Austausch zwischen Musik, bildender Kunst, neuen Medien und darstellender Kunst findet. Leonie Humitsch ist ausgebildete „zeitgenössische Tanzpädagogin“, Tänzerin und

Choreographin. Sie arbeitet mit namhaften Choreograph*innen wie Bert Gstettner, Willi Dorner, Silvia Costa und Andrea K. Schlewein zusammen und war als Tänzerin und Choreographin bereits vom Landestheater Bregenz bis zum Tanz*Hotel Wien zu erleben. Leonie lebt in Wien, jedoch ist ihr künstlerischer Arbeitsschwerpunkt verstärkt in Kärnten, hauptsächlich im ART SPACE stift millstatt, wo sie Stücke erarbeitet, aufführt und Workshops hält.

Für Leonie beginnt Tanz dort, „wo er sich den Raum nimmt, erfahrbar und spürbar wird und auf Offenheit und Reflexionsfähigkeit stößt.“ Und diese Offenheit und Reflexion braucht ein Gegenüber. Für sie braucht Tanz sein eigenes Live-Publikum. Dass das in Zukunft in kleineren Rahmen stattfinden wird müssen, sieht sie durchaus als Chance noch greifbarer, intimer und unmittelbarer zu werden. Mit Silvia Salzmann arbeitete sie bereits an etlichen solchen Projekten. Mit ihrem Kollektiv *eva & eva* gingen sie gemeinsam mit Stefanie Sternig beispielsweise aus dem Theater in Kärntner Schulen und entwickelten mit den Schülerinnen und Schülern Aufführungen.

2018 gründete sie dann *freitanz*, einen Verein für zeitgenössische Tanzprojekte. *freitanz* produziert Tanzstücke mit unterschiedlichen Künstler*innen, arbeitet in Projekten mit Kindern und Jugendlichen

und vermittelt zeitgenössischen Tanz in Form von Workshops. Konkret sind das, je nach Subventionslage, drei bis vier Projekte jährlich. Hoffentlich lernt die öffentliche Hand aus Corona, dass Kulturschaffende keine Eichhörnchen sind, die für den harten Winter Subventionen hamstern.

Die Frage nach dem Wo. Im Moment sind auch für Leonie erst mal alle Veranstaltungen abgesagt. Unter anderem Gastspiele in der Schweiz und Deutschland, in denen sie als Tänzerin engagiert war. Auch ihre Unterrichtstätigkeit hat sich verschoben. Sie versorgt einen Großteil ihrer Teilnehmer*innen wöchentlich mit Online-Tanzvideos, bestehend aus Choreographien, Trainingsabfolgen und Tanztechniksequenzen. Das alles macht sie, wenn sie nicht ihren dreieinhalbjährigen Sohn beschäftigt. Ab Mai startet sie dann wieder mit dem Proben. Zuerst alleine, um am Ende des Monats hoffentlich mit vier Musiker*innen in vorgegebenen Sicherheitsabständen und vermutlich mit Mund-Nasen-Schutz gemeinsam proben zu können.

Leonie meint: „Tanz ist für mich ortsungebunden, womit sich die Frage nach dem Wo auflöst.“ www.freitanz.art

● **Markus Waitschacher**

* 1991 in Klagenfurt, lebt in Graz, wo er am Universal-museum Joanneum als Kunstvermittler für moderne und zeitgenössische Kunst tätig ist. Nebenbei arbeitet er als freischaffender Kurator.

Stephka Klaura

Textil-Malerei

Außergewöhnliche Umstände erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Neben großen Modemanufakturen stellten in den letzten Wochen viele kleinere Couturiers, heimische Labels, Künstler*innen und Designer*innen ihren Betrieb auf die Produktion von Mund-Nasen-Schutzmasken um, so auch die in Salzburg geborene und in Kärnten im zweisprachigen Eisenkappel aufgewachsene Künstlerin und Designerin Stephka Klaura. Unter den Hashtags #Fremdschutz und #Friendschutz produziert sie anstelle ihrer üblichen Bekleidung, Pölster, Taschen, Bettwäsche oder installativen Textilskulpturen und -objekte gemeinsam mit der Wiener Textilwerkstatt schnittBOGEN und einem kleinen Team von Freiwilligen rund um die Uhr in gewohnter handwerklicher Sorgfalt MNS-Masken als Design-Accessoires. Die Nachfrage war so groß, dass binnen zwei Wochen keine Bestellungen mehr angenommen werden konnten, verkauft wurde zeitweise nur noch über die Marien-Apotheke im 6. Bezirk in Wien und über die Werkstatt im Hof in Bad Eisenkappel. Mittlerweile ist der Annahemestopp schon wieder aufgehoben und ein Webshop eingerichtet.

Der Vorwurf, sich an der Maskenproduktion zu bereichern und die Situation auszunützen, klingt wie neidvoller Hohn, der nur den Kopf schütteln lässt. Andere Einnahmen brechen weg, Projekte und Workshops sind abgesagt, die Möglichkeiten in Kunsträumen auszustellen und vielleicht etwas zu verkaufen, liegen im Moment bei null. Dafür leistet die Künstlerin, wie manche anderen Kreativen, ihren Beitrag in der Krise, da Werkstätten, Möglichkeiten und Ressourcen vorhanden sind, denn „jede Art von Schutz schützt weitaus mehr als kein Schutz!“. Hauptsächlich Material- und Produktionskosten sind gedeckt, denn der Kostenbeitrag für die Masken ist gering.

Stephka Klaura lebt und arbeitet seit ihrem Studium an der Universität für angewandte Kunst in Wien. Sie hat die

Meisterklasse Malerei bei Prof. Adolf Frohner und die Klasse für Bildende und Mediale Kunst bei Prof. Johanna Kandl besucht und ihr Diplom 2010 bei Prof. Gerd Müller mit Auszeichnung abgelegt. 2013 erfolgte in einem ehemaligen Wirtshaus in Ottakring die Unternehmensgründung FabricFabrik e.U., die Siebdruck-Textildruckwerkstatt: ein Atelier für Kreative, Designer*innen und Inspirierte aus der Welt der Kunst, der Architektur und des Textilen sowie Standort für ihr Label FabricFabrik. „Fabric“ steht für das englische Wort Textil und „Fabrik“ bezieht sich auf ihren Arbeitsplatz bzw. nimmt Bezug zu Andy Warhols Factory und seiner Vorliebe für großformatige Siebdrucke. Denn auch Stephka Klaura arbeitet vorrangig mit dem Siebdruck. Dafür übt sie auf ihrem eigens konstruierten, zehn Meter langen Drucktisch, den sie mit einem befreundeten Architekten entworfen und umgesetzt hat, ein selten gewordenes Handwerk aus: den manuellen Siebdruck. Bedruckt werden über Papier und Leinwand hinausgehend Stoffe, Fliesen, Holz oder Leder, in weiterer Folge entstehen nicht nur zweidimensionale Wandarbeiten, sondern auch komplette Innenraumgestaltungen. Ganz bewusst entfernt sich die Siebdruckerin von dem Gedanken, Kunst ausschließlich gerahmt an der Wand zu zeigen. So gestaltete sie beispielsweise 2014 mittels Siebdruck-Verfahren die Fußböden der BH Völkermarkt – eine bis dato genuine Idee ohne Vorbilder. Für die Architektin Eva Rubin, die in Kärnten lebende Tochter Roland Rainers, bedruckte sie Glasflächen in der Schule für Wirtschaft und Mode in Klagenfurt. 2015 entwickelte sie als erste „artist in residence“ im DOMENIG STEINHAUS ein eigenes „Steinhaus-Textil“.

Polychrome Bildwirkerei. Das Arbeiten mit Stoffen ist kennzeichnend für Stephka Klaura. Jedoch bilden mit der Hand gezeichnete Grafiken immer den Ausgangspunkt für die weitere Verarbeitung. Die grafischen Formen sind aus Natur,

Kunstgeschichte und Architektur entlehnt und werden je nach Verwendung auf bis zu acht Meter lange Stoffbahnen in wiederkehrenden Mustern gedruckt. Als Endprodukt präsentiert die Künstlerin ihre bedruckten und bemalten Stoffe entweder direkt an einer Stange befestigt von der Decke hängend oder schon als Designobjekt verarbeitet: tapezierte Möbelstücke, Teppiche oder Taschen sind allesamt Unikate.

Übereinander gedruckte vegetabile Formen und ornamentale Muster in blauen und grünen Tönen erzeugen in der der BRÜCKE beigelegten Textil-Malerei eine bewegte Tiefe, obgleich jegliches klassische Kompositionsschema aufgegeben ist. Der Blick streift von einem zum anderen kleinteiligen Motiv, eigene Assoziationsketten und Erinnerungen an Gesehenes werden in Gang gesetzt. Die Farben und Formen sind aufeinander abgestimmt und obgleich die Malerei so bewegt ist, wirkt sie harmonisch und stimmig. „Das Design nimmt uns mit: auf eine (Digital)-Safari, zieht uns hin, in eine polychrome Bildwirkerei. Das Ästhetische verschmilzt mit dem Praktischen und lässt die Gebrauchsgegenstände lustvoll transzendiert zurück“, beschreibt der aus Suetschach bei Feistritz im Rosental stammende Autor Stefan Feinig die künstlerisch anmutenden Designobjekte von Stephka Klaura. „Oberflächenstrukturen, dekorative Muster und farbgewaltige Pattern ziehen sich über die banale und praktikable Wirklichkeit der Dinge und verzieren unser allgemeines Anwendungsbewusstsein. Das Nützliche wird plötzlich ästhetisch sinnvoll und dem feinsinnig, formvollendet und kunstvoll Schönen öffnet sich die Möglichkeit des Zweckdienlichen.“ (Stefan Feinig, *Die Ableitung des Zwischenraums [Stephka Klauras vegetative Bildwirkerei – ein Annäherungsversuch]*, 2019)

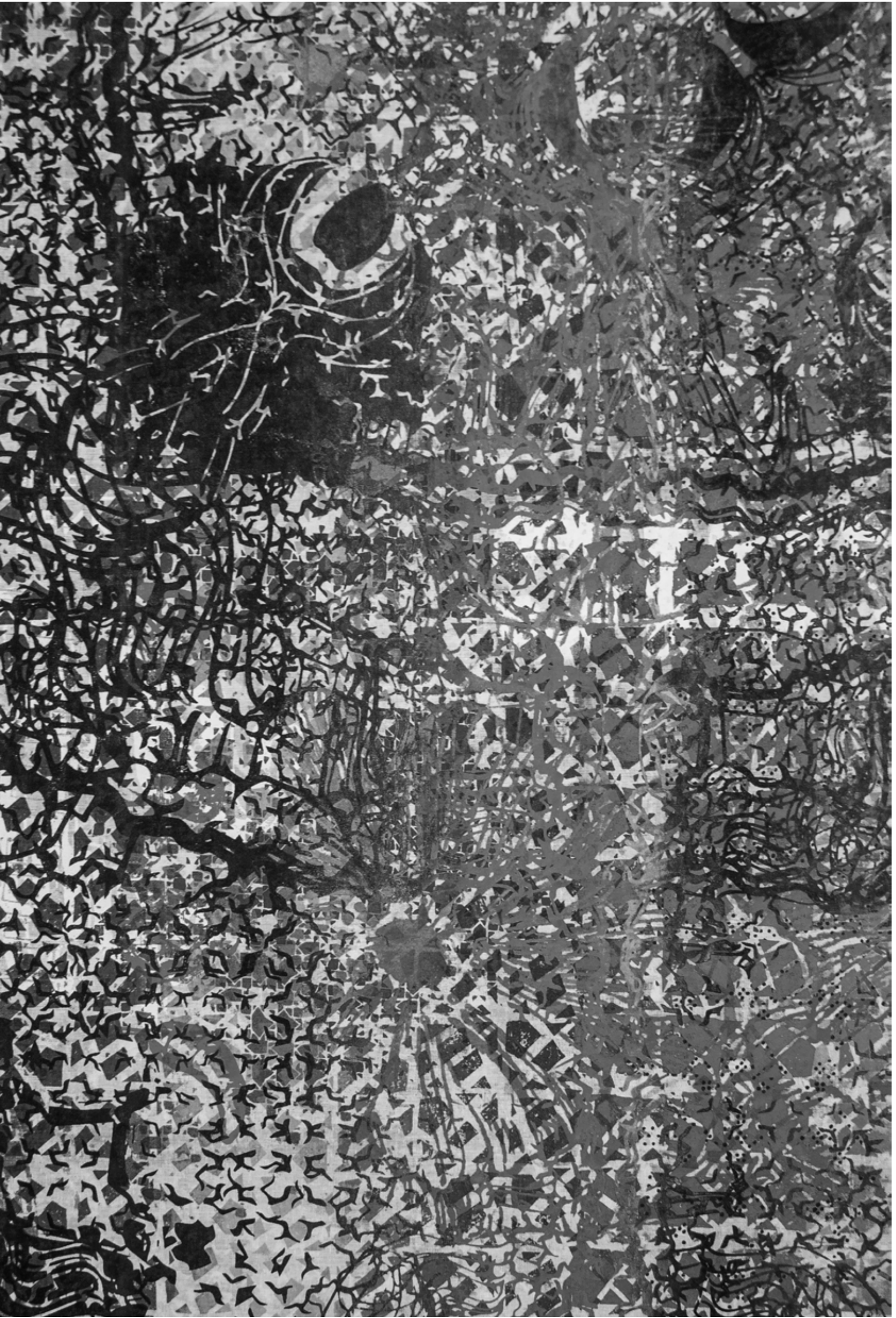
stephka.klaura.at | www.fabricfabrik.at

● **Nora Leitgeb**

Kunsthistorikerin und Kulturmanagerin für zeitgenössische Kunst, Graz und Klagenfurt; derzeit: Ausstellungsmanagement & Pressearbeit im Museum Moderner Kunst Kärnten.



Foto: Magdalena Maria Muszynska



Stephka Klaura: Detail aus einer Textilarbeit | 2019. Foto: FabricFabrik/Stephka Klaura

Theatermachen ist immer ein Versuch

Zum Ende seiner Klagenfurter Intendanz zieht Florian Scholz künstlerische, menschliche und kärntenspezifische Bilanz seiner Kulturarbeit.

Das Tragen von Masken ist aktuell ein Thema für alle Menschen – zum Theater gehören Masken von jeher dazu und sind auch als bildhaftes Symbol für Theater in Form einer fröhlichen und einer traurigen Maske bekannt. Welche dieser beiden Masken würden Sie gerade wählen?

Die lachende Maske. Wenn man in dieser Zeit überhaupt Freude empfinden darf ... ich empfinde Freude: Ich übergebe dieses Haus in einem guten Zustand an einen idealen Nachfolger mit großer Kenntnis des Metiers und viel Leidenschaft. Zudem freue ich mich sehr auf meine neue Aufgabe.

Stärker als sonst sind im Moment Zahlen im Fokus von Entscheidungen und Erklärungen – welche Zahlen sind Ihnen als Intendant eines Theaters wichtig?

Schwarze Zahlen sind mir wichtig als solide Grundlage für eine gute Arbeit, weshalb das Stadttheater Klagenfurt auch von einer Doppelspitze [Anm.: mit der kaufmännischen Direktorin Iris Dönicke] geführt wird. Eine falsche Kennzahl ist die Auslastung, die nicht als einziger Wertmaßstab gelten kann, aber oft als solcher ausgelegt wird. Abonnement-Zahlen sind ein Dauerthema: Wie geht man damit um, ein breites Publikumspektrum so anzusprechen, dass es das Theater fördert durch Abos, ohne das Theater zu nivellieren. Das gehört auch zur Kunst des Theatermachens. Das Publikum muss immer neu gewonnen werden.

Vor allem in den letzten Jahren waren immer wieder Kooperations-Produktionen zu sehen. Wie kam es dazu, was steht dahinter?

Kooperationen waren meine Aufgabe während meiner Tätigkeit vor der Intendanz in Klagenfurt an der Staatsoper in Bayern (Direktor für Internationale Beziehungen und Sonderprojekte an der Bayerischen Staatsoper bei Nikolaus Bachler in München von 2006 -2012). Kooperationen helfen bei der Realisierung von großen Projekten. Zudem tut es auch der Stadt gut, dass ein Austausch mit anderen Städten stattfindet. So habe ich Klagenfurt europaweit gut verorten können durch Kooperationen: Es gab im letzten Jahr neun Kooperationen, darunter mit der Opera Dijon (Koma), mit dem Théâtre des Champs-Élysées Paris, der Opéra de Dijon und dem Théâtre du Capitole Toulouse (Pelléas et Mélisande), mit den Vereinigten Bühnen Bozen und der KULA Compagnie (Die Stunde da wir nichts voneinander wußten) oder mit dem Theater WalTzwerk und der Pädagogischen Hochschule Kärnten (Das Heimatkleid).

Die Oper „Il canto s’attrista, perché?“, welche in Kooperation mit den Wuppertaler Bühnen als Auftragskomposition an einen der bedeutendsten Musiktheaterkomponisten der Gegenwart, Salvatore Sciarrino, erteilt wurde, muss aufgrund der aktuellen Corona-Situation verschoben werden, wobei die Wuppertaler Bühnen als Kooperationspartner sehr fair und partnerschaftlich agierten.

Zu den Kooperationspartnern reiht sich auch der Carinthische Sommer ...

Das Stadttheater Klagenfurt hat auch im Sommer Kapazitäten einer Bespielung, doch hat sich die Lösung durch Wiederaufnahmen von Produktionen durch die vielen Angebote in fast jedem Steinbruch totgelaufen. Ich habe das Haus immer als

Ort der Hochkultur positioniert. Mit dem Carinthischen Sommer ist eine qualitätsvolle Sommerbespielung vor allem im Bereich der zeitgenössischen Oper möglich – das ist in Kärnten keine Konkurrenz sondern eine Win-win-Situation.

Was hat Sie in Kärnten überrascht?

Es hat mich überrascht, wie viel besser man in Kärnten isst: teurer und besser. Hier gibt es eine andere Lebenserfahrung, so in der Natur eingebettet zu sein. Auch so sehr von Tieren umgeben zu sein. Das ist eine wesentliche Erfahrung und lässt sich mit dem Wort „Kärnten“ zusammenfassen. Überraschend ist auch, dass auf so geheimnisvolle Weise dieser Landstrich so viele Sprachkünstler hervorgebracht hat. Die Produktion „Lass dich heimgeigen, Vater, oder Den Tod ins Herz mir schreibe“ mit dem Text von Josef Winkler war mit Sicherheit eine der besten Aufführungen.

Was war Ihre Vision für dieses Haus?

Die große Leidenschaft von mir ist die Oper, das Musiktheater. Das Zusammenführen von sehr hoher musikalischer Qualität mit einer gesellschaftlichen Relevanz dessen, was man auf die Bühne bringt, und die über Unterhaltung hinausgeht. Im Theater zählt immer auch das Können von Schauspieler*innen.

Was war die Herausforderung für dieses Theater?

Herausfordernd war es, dass ich ein Theater machen wollte, das eine Relevanz über die Grenzen hinaus hat und gleichzeitig das Richtige ist für Zuschauer*innen aus Hermagor, Klagenfurt und Wolfsberg mit den lokal-spezifischen Interessen und Befindlichkeiten. Hier ist dies eindeutig



Florian Scholz hat das Stadttheater Klagenfurt in der Spielzeit 2012/13 übernommen, nun wechselt er an das Theater Bern. Foto: Gerhard Maurer

schwieriger als in einer Großstadt, wo man sich viel dezidiierter auf ein Zielpublikum konzentrieren kann.

Wie stehen Sie zu „Abwegen“ respektive „Irrwegen“?

Abwege wie Irrwege gibt es immer. Theatermachen ist immer ein Versuch, der dann an oft ungeahnte Orte führt. Man muss eine gewisse Freude am Scheitern haben wie auch eine Offenheit, die man dem Theater gegenüber mitbringen muss – auch dem Publikum und den Kritiker*innen.

Die Freie Szene ist ein starkes künstlerisches Element und vielfach kritisch. Wie ging es Ihnen mit der Freien Szene in Kärnten? Ist sie hier anders als anderswo?

Die Freie Szene ist hier nicht anders als anderswo. Die Gruppen und Vereine agieren fast wie einzelne Künstler*innen und sind geprägt von langen Leitungsperioden. Die Szene ist hier sehr fließend, denn Schauspieler*innen und Regisseur*innen arbeiten sowohl für das Stadttheater als auch für freie Theater und Vereine. In den acht Jahren meines Hierseins gab es eine friedliche Koexistenz, bei der einmal im Jahr eine Produktion mit der Freien Szene stattfand.

Kärnten ist Teil des Alpen-Adria-Raumes, der sich über Grenzen hinaus erstreckt. Ist für Sie dieser Raum hier spürbar?

Der Alpen-Adria-Raum als solches ist ganz stark zu spüren. Es gibt auch enge künstlerische Zusammenhänge mit vielen Künstler*innen aus Italien wie etwa mit Cesare Lievi. Aus Italien kommt regelmä-

ßig eine kleine Fangemeinde und in Pordenone findet einmal jährlich eine Pressekonferenz statt. Mit Slowenien gab es vor allem zweimal wunderbare Produktionen mit der Regisseurin Mateja Koležnik. Internationalität ist ganz wichtig und die Verbindungen zu Pordenone, aber auch zu Ljubljana müssen ausgebaut werden.

In Kärnten werden zwei Sprachen gesprochen. Haben Sie das Gefühl, dass man mehr mit der zweiten Landessprache, mit Slowenisch, machen müsste?

Um mehr in diesem Bereich machen zu können, bräuchte man eine Studiobühne im Haus, für die ich von Beginn an gekämpft habe. Ohne eine solche kann man auch nicht ausreichend Kinder- und Jugendtheater anbieten.

Ich gehe jetzt nach Bern, das auch mehrsprachig ist, wobei eine Mehrsprachigkeit aber nicht stigmatisiert ist. Das Theater dort agiert Deutsch, mit französischen Gastspielen.

Auch das Stadttheater kann aufgrund der Corona-Pandemie die aktuelle Spielzeit nicht zu Ende bringen und hat alle Vorstellungen abgesagt. Eine Videoübertragung kommt für Sie in dieser Situation nicht infrage?

Ich bin der Falsche für Videoübertragungen. Das ist für mich überhaupt kein Ersatz. Es ist theatraler, einen Spaziergang zu unternehmen als sich ein Theaterstück am Computer anzuschauen.

Was muss ein Theater heutzutage alles leisten (können)?

Theater muss sich stets neu erfinden. Man muss ganz gezielt an das Publikum

herangehen. Dass sich Theater so toll nach außen präsentiert ist spielerisch-künstlerisch – man kann gar nicht genug präsent sein nach außen hin. Was eine Frage ist: Wie kommt man hier an die Studierenden heran?

Programmhefte sind ebenso ein wichtiger Teil der „Theatralik“ am Theater. Sehen Sie ein Ende dieser Tradition? Finden Sie diese inzwischen überholt?

Ich bin ein leidenschaftlicher Verfechter von allem, was gedruckt wird. Das Theater ist sinnlich und Programmhefte sind haptisch – das gehört zusammen.

Was nehmen Sie mit aus Kärnten?

Ich nehme eine wunderbare Freundschaft mit der Nachbarin Annelies Mandl mit. Acht Jahre Berufserfahrung, an denen ich gewachsen bin, nehme ich ebenso mit. Sehr viele, sehr schöne Erinnerungen.

Was wünschen Sie Ihrem Nachfolger?

Ich wünsche ihm viel Freude. Die Unterstützung des Publikums – denn das Theater ist das Theater des wunderbaren Kärntner Publikums: Dieses gestaltet das Theater viel mehr mit, als es selbst weiß.

● **Tina Perisutti**

Kulturarbeiterin und Kulturjournalistin.

Zum Nachlesen:

Ein Interview mit dem neuen Stadttheaterintendanten Aron Stiehl in DIE BRÜCKE Nr. 16, S. 4-5.

Musik in einer atonalen Welt

Reflexionen zum Beethoven-Jahr 2020.

„Wir leben in einer atonalen Welt und hören doch hauptsächlich tonale Musik.“

In den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts, also vor 100 Jahren, war die Welt noch im Lot: Der Charleston drückte das Lebensgefühl der Menschen aus. Skandale bei Aufführungen Neuer Musik belebten die Konzertsäle, aber sie wurde gespielt, von Schönberg bis Strawinsky, die sich übrigens gegenseitig nicht besonders gut leiden konnten. Dann in den 30ern, in der Zeit der Diktatoren Dollfuß, Schuschnigg und Hitler, gab es – vor allem in der Filmbranche – immer mehr Unterhaltung, die Musik wurde zunehmend konservativ und bald galt das zuvor Neue als „entartet“. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte man dann dementsprechend viel zu tun, um diese „Entartungen“ endlich gebührend zu würdigen. Tonalität contra serielle Musik hieß der neue Zweikampf, „Mob und Tonart“ contra Pierre Boulez, György Ligeti oder gar John Cage. Aber beides wurde gespielt und gesendet – auch tagsüber!

Heute, am Vorabend düsterer Polit-Prognosen, darf „ernste“ Neue Musik im ORF nur noch von 23 bis 24 Uhr nachts gesendet oder in speziellen Konzertprogrammen (Achtung: Neue Musik!) aufgeführt werden, aber jedenfalls nur selten öffentlich aufscheinen. Ich weiß nicht, wie weit der Umkehrschluss erlaubt ist: Läuft dieser Trend zur Unterhaltung, zum Konservatismus in der Kunst, zur Ablehnung einer kritischen Auseinandersetzung

von Künstlerinnen und Künstlern mit der Gegenwart, parallel zu einer Ablehnung alles Ungewohnten, Fremden oder fremd Wirkenden, ja zu jeder Form der Veränderung auch in der Politik? Gehen wir wieder einmal auf mögliche kriegerische Auseinandersetzungen oder auf Umweltkatastrophen ungeahnten Ausmaßes zu, die wir von angenehmen Klängen, Texten und Bildern begleiten lassen, solange es eben geht?

Mut für neue musikalische Formen. Ein interessanter Aspekt ist auch das neuerliche Aufblühen von Hauskonzerten. Wenn Schönberg 1918 in Mödling den „Verein für musikalische Privataufführungen“ gegründet hatte, aus dem sich schließlich

ab 1922 die Weltmusiktage der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik (IGNM) entwickelt haben, die 2021 im chinesischen Nanning und Shanghai stattfinden werden [die für 2020 in Neuseeland geplanten Weltmusiktage mussten abgesagt werden], so gibt es heute immer häufiger ähnliche Initiativen. Je größer die Stadien, in denen die Massen ihre meist sehr bescheidene Musik konsumieren, umso kleiner der Kreis ausgewählter Freundinnen und Freunde für zeitgenössische Herausforderungen. So heißt es jetzt Andreas Gabalier und Helene Fischer im Olympiastadion gegen Walter Baco, um nur einen noch (?) relativ unbekannten Komponisten und Initiator heutiger musikalischer Privataufführungen zu nennen. Diese Entwicklung bestätigt, dass es im Grunde immer wenige waren, die den Mut hatten, sich neuen musikalischen Formen zu öffnen und sich damit einer Kunst zuzuwenden, die eine Veränderung traditioneller, künstlerischer und gesellschaftlicher Normen anstrebt.

Das aber widerspricht ganz deutlich dem kapitalistischen Prinzip eines messbaren Fortschritts: Mehr ist besser, schneller ist besser. Quantität ist messbar und schlägt die nicht am Publikumszuspruch messbare Qualität von Kunst. Das heißt aber auch, dass die bloße Bewunderung von Kunst der Vergangenheit eben ins Museum gehört, was uns in der bildenden Kunst ganz selbstverständlich erscheint, wo heute in den Ausstellungen aktueller Kunst letztlich entschieden wird, was einmal ins Museum kommt.

Im Konzertsaal kämpft eine Avantgarde oft hoffnungslos gegen die Last der Tradition, gegen die Konkurrenz von Meisterwerken aus der Vergangenheit. Im Ghetto von Festivals für Neue Musik wird dann Wiedergutmachung versucht. Darin zeigt sich auch der Unterschied zwischen Bildung und Kunstverständnis. Bildung ist zwar eine wichtige Voraussetzung für Kunstverständnis, wer sinnerfassend Goethe lesen kann, wird auch Peter Handke verstehen. In der Musik bieten sich Bach und Beethoven als Lehrmeister an. Aber im Grunde sollte sich auch Bildung nicht auf vergangenen Werten ausruhen, sondern – nicht nur in der Politik – „mutig in die neuen Zeiten“ schreiten.

Schutzpatrone der Aussterbenden. Es ist schon interessant, dass Jubiläen – wie 2006 oder 2020 die runden Geburtstage von Mozart und Beethoven – zum Anlass genommen werden, lebenden Komponisten Aufträge zu erteilen. Die Notwendigkeit solcher Schutzpatrone zeigt im Grunde das schlechte Gewissen, für lebende Exemplare dieses Berufsstandes zu wenig getan zu haben. Wenn die Komponistin Olga Neuwirth anlässlich der fulminanten Uraufführung ihrer Oper „Orlando“ in der Wiener Staatsoper gesagt hat, Komponieren sei ein aussterbender Beruf, so hat sie jedenfalls sicher nicht die Kompositionen von Andreas Gabalier gemeint. Es geht also darum, die große Tradition der abendländischen Kunstmusik zu erkennen und in ihren neueren und neuesten Ausformungen am Leben zu erhalten. In anderen Kunstbereichen gibt es dafür offenbar mehr Verständnis als in der Musik, wo oft Mainstream-Produktionen den Blick auf anspruchsvolle Weiterentwicklungen im Jazz oder in der sogenannten Neuen Klassik verstellen.

Selbst diese neuerdings gängige Bezeichnung zeigt schon den Zug zur Vergangenheit. Die Sonntagvormittag-Konzerte der Wiener Philharmoniker präsentieren seit Generationen das gleiche Programm: die erste Wiener Schule mit Haydn, Mozart und Beethoven plus Brahms und Bruckner, eventuell Richard Strauss, vielleicht noch Gustav Mahler. Aber schon die zweite Wiener Schule mit Schönberg, Berg, Webern fehlt fast zur Gänze, von Uraufführungen lebender Komponisten und Komponistinnen ganz zu schweigen.

Trösten wir uns damit, dass es immer schon Minderheiten waren, die sinnerfassend zuhören können, seien es die Mönche, oder kunstsinnige Aristokraten, oder das Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts. Verständlich, dass heute – im Zeitalter des Massenkonsums – für kritische Musik kein Platz ist.

● Dieter Kaufmann

* 1941, Studien in Wien und Paris, lebt in Feldkirchen und Wien; Komponist von elektroakustischen, vokalen und instrumental Werken, von Musiktheater und Multimedia-Produktionen, die er mit dem K&K Experimentalstudio (Kaufmann & König) international aufführt.



Hanno Kautz: C-days 2020

Hanno Kautz bezieht den Aufruf der Bundesregierung, sich auf das Notwendigste zu beschränken, auf die Wahl und den Einsatz seiner Darstellungsmittel. Schwarzer Stift auf weißem Papier plus Textnotiz – sonst nichts. Seine minimalistischen Eintragungen ins Skizzen-Tagebuch (zu sehen auf Facebook) erheben die Kunst des Weglassens zum Gebot der Stunde. Die Wort-Strich-Kombinationen öffnen Bedeutungsräume, in denen viel Platz für individuelle Interpretationen bleibt. Inhaltlich setzt sich Kautz fast keine Grenzen. Die Ampeln für emotionale Ausschweifungen stehen auf Grün. Gesetze der Schwerkraft sind außer Kraft, Ironie und Realitätsflucht in die Poesie erlaubt. Es herrschen lediglich Fantasie-Empfehlung und Assoziations-Pflicht [siehe auch BRÜCKEseite 2]. Foto: Hanno Kautz

Fidelio im Klagenfurter Landhaushof

Erinnerungen im Beethoven-Jahr.

Im Sommer 1948 gab es im Rahmen von „Wörthersee-Sportwochen“ auch kulturelle Veranstaltungen, darunter eine Aufführung von Beethovens Oper „Fidelio“ im Klagenfurter Landhaushof. Da für eine Vorstellung im Freien der Chor des Stadttheaters zu klein war, wurde ein Hilfschor aufgeboten. Durch Vermittlung eines ehemaligen Schulkollegen bewarb ich mich, damals siebzehnjährig, und wurde nach problemlosem Vorsingen als „Chorsänger-Eleve“ (erster Bass) engagiert.

Regisseur war der Burgschauspieler Walter Sofka. Er wollte Intendant des Stadttheaters werden und war daher bestrebt, durch eine besonders wirkungsvolle Inszenierung gleichsam seine künstlerische Visitenkarte für den angestrebten Posten zu präsentieren. Die Konsequenz waren zahllose Proben: zunächst vor allem des Chores, auch nach Stimmen gesondert, dann der Solistinnen und Solisten einzeln und im Ensemble, zuletzt einzelner Szenen und schließlich die übliche Hauptprobe und die Generalprobe. Korrepetitor war Günter Lehmann, der später erster Kapellmeister wurde.

Ich versäumte keine einzige Probe, auch jene nicht, an denen ich unbeteiligt war. Besonders beeindruckten mich die reinen Orchesterproben, da das Stimmengewebe viel deutlicher zu hören ist, wenn es keine Sängerinnen und Sänger gibt. Kurz gesagt: Ich lernte dieses großartige Werk so genau kennen, wie es in meinem damaligen Alter nur möglich war – die Texte kann ich aber auch heute noch (fast) auswendig.

Die Aufführung. Der Männerchor hat in Fidelio drei Auftritte: im ersten Akt als Wache mit der Pizarro-Arie und im großen Gefangenen-Chor, dem fast unmittelbar das Finale folgt („Leb’ wohl, du warmes Sonnenlicht“), im zweiten Akt als gemischter Chor im Schlussbild („Heil sei dem Tag, Heil sei der Stunde“). Unser Stimmführer des Tenors, ein ausgezeichnete und absolut sicherer Sänger, war aber recht beleibt, für einen Wache-Soldaten daher ungeeignet und auch als Gefangener hielt er sich eher im Hintergrund. Diesbezüglich hatte ich keine Schwierigkeiten, denn in den Nachkriegsjahren noch unterernährt, waren die Folgen langer Kerkerhaft auch ohne kosmetische Hilfe glaubhaft.

Höhepunkt für den Chor ist jener der Gefangenen. Die Architektur des Landhaushofes bot eine eindrucksvolle Kulisse, denn aus dem Verbindungsgang zwischen den beiden Türmen kamen wir tatsächlich aus dem Dunkel des Kerkers ans Licht: „O welche Lust, in freier Luft den Atem leicht zu heben!“ Der erste Gefangene hatte Sorge, den nicht ganz leichten Einsatz für sein Solo zu treffen und erbat sich daher von einem diesbezüglich kundigen Kollegen einen leichten, aber zeitgerechten Stoß. „O Himmel! Rettung!“, sangen wir mezzaforte im Sprechgesang – angeblich von Toscanini eingeführt –, „O Freiheit, o Freiheit, kehrst du zurück!“, dann aber fortissimo und in aller Intensität, sodass mir in der ersten Aufführung aus Rührung fast die Stimme versagte. Ich glaube, wir bewältigten diese nicht

leichte Aufgabe gut und ernteten auch ein anerkennendes Nicken des Dirigenten Kurt von Tenner.

Solistisch war die Aufführung sehr gut besetzt. Florestan war Josef Janko, Heldentenor der Grazer Oper. Er war allerdings extrem kurzsichtig und da ein Gefangener mit Brillen unmöglich ist, bemühte sich Leonore (Cordi Struckl sang diese schwierige Partie tadellos) ihn zu leiten, was im Schlussbild als liebevolle Umarmung auch passend war. – Ein Wort zur Partie des Florestan: Fidelio wurde damals auch bei den Salzburger Festspielen unter Wilhelm Furtwängler gegeben mit Julius Patzak als Florestan. Wer diesen hoch musikalischen und hoch intelligenten Sänger in dieser Rolle gehört hat, war für alle Zukunft „verdorben“ und konnte auch mit einem Wolfgang Windgassen, James King oder anderen Helden nicht mehr glücklich sein.

Den Don Pizarro sang Hans Habietinek, ein (wohl nebenberuflicher) Rechtsanwalt aus Wien, den Rocco der Klagenfurter Bass Hans Welz, die noch ganz junge Dorothea Siebert mit beseelter Stimme die Marzeline (sie kam dann an die Wiener Volksoper) und den Jacquino Fritz Fischer. Er war im Neben-(oder Haupt-)Beruf Fotograf in Klagenfurt, mit seiner hellen, leicht ansprechenden Stimme und talentiertem Spiel schlechthin eine Idealbesetzung. Ich habe ihn später noch als Steuermann im *Fliegenden Holländer* und in der *Verkauften Braut* als ausgezeichneten Wenzel gehört.

Minister war Rolf Polke, eine imponierende Erscheinung mit ebensolcher Stim-

Leonore verhindert in der
Kerkerszene die Ermordung
Florestans. Diese Rettungstat
Leonores ist der dramatische
Kern der Oper. Foto: Archiv



me, die den Landhaushof mühelos füllte. Er machte später in Deutschland mit den großen Wagner-Partien Karriere. Zu seinem Auftritt im Schlussbild kam er hoch zu Ross durch den Landhaushof angeritten, was gewiss sehr eindrucksvoll war, aber eine genaue Zeitplanung erforderte, denn zum Einsatz des Chores musste er spätestens auf der Bühne sein und das Pferd stand erst bei der Generalprobe zur Verfügung.

Im Schlussbild war dem Regisseur ein schönes Detail eingefallen: Nach den Worten des Ministers „Euch, edle Frau allein, euch ziemt es ganz, ihn zu befrei'n“, fielen die dem Florestan abgenommenen Ketten just in dem Augenblick laut klirrend zu Boden, ehe das Orchester einsetzt und Leonore den so weihvollen Abschnitt beginnt: „O Gott! welch' ein Augenblick!“ Ich habe die Erinnerung an diesen Landhaushof-Fidelio über die Jahrzehnte hinweg als einen wertvollen Schatz bewahrt, konnte ich doch dieses großartige Werk so unmittelbar lebendig und so detailgenau kennenlernen.

Rettungsoper. Abschließend möchte ich noch eine ergänzende Klarstellung zur sogenannten „Freiheitsoper Fidelio“ einbringen: Ein Begriff, eine Meinung, ein Urteil kann so falsch gar nicht sein, um nicht in zäher Langlebigkeit scheinbar richtig zu werden. So ergeht es auch der Oper Fidelio, die als „Freiheitsoper“ schlechthin charakterisiert wurde und wird. Soll ein Musikstück oder ein Teil daraus mit einem einzigen Begriff benannt werden, versucht man, dessen wesentlichen Gehalt

schlaglichtartig wiederzugeben: Liebesduett, Rachearie u. ä., bzw. Zauberoper, Nationaloper, Revolutionsoper – und eben: Freiheitsoper. Tatsächlich werden in Fidelio am Ende (!) der Opernhandlung Gefangene befreit: Politisch Inhaftierte durch den überraschend erschienenen Minister und – breit ausgespielt – auch der vom Gouverneur des Gefängnisses Don Pizarro aus persönlicher Rachsucht eingekerkerte und zuletzt sogar mit dem Tod bedrohte tenorale Hauptdarsteller namens Florestan. Aber: Von wem wird Florestan effektiv befreit? Doch nicht vom Minister! Nach dessen rühmenden Worten „ziemt es Leonore allein“, Florestan die Ketten abzunehmen, die ihn bisher fesselten.

Leonore weiß, dass der Kerkermeister Rocco sich weigerte, im Auftrag Don Pizarros einen Gefangenen zu ermorden, nun aber in der Zisterne dessen Grab vorbereiten soll. Ihre ganze komplizierte Gemütslage – Unsicherheit, Hoffnung, Entschlossenheit, Liebe – ist konzentriert in einer großen Szene, der eigentlichen Schlüsselszene der Oper. Als Don Pizarro zur geplanten Tat schreiten und Florestan erdolchen will, tritt Leonore dazwischen: „Töt' erst sein Weib!“, um dann mit gezückter Pistole – ein berühmt gewordenes Szenenbild – Pizarro am Mord zu hindern. In diesem Augenblick ertönt das befohlene Trompetensignal, um die Ankunft des Ministers zu melden.

Florestans wiedererlangte Freiheit ist also nicht der Güte des Ministers zu danken, sondern allein der effizient geplanten und mutig bewirkten Tat seiner Gattin.

Dieser glückliche Ausgang der Opernhandlung setzte jenes zielgerichtete Geschehen voraus, Wirkung ihre Ursache. Demnach ist die Rettungstat Leonores der dramatische Kern und „Rettungsoper“ die einzig und allein zutreffende Bezeichnung.

Inhaltlich symptomatisch sind aber auch die Titel jener Opern, die Beethovens Textdichtern Joseph Sonnleitner und Georg Friedrich Treitschke als Vorlagen dienten: *Léonore ou L'amour conjugal* von Jean Nicolas Bouilly, mit der Musik von Pierre Gaveaux, in Paris 1798 uraufgeführt, sowie die 1804 in Dresden uraufgeführte Oper *Leonora ossia L'amor conjugale* von Ferdinando Paër (Text: Giacomo Cinti nach Bouilly). Daher sind zweifellos auch diese Vorbilder „Rettungsoper“, denn sie identifizieren den Namen der Titelheldin mit (der Wirksamkeit) ehelicher Liebe.

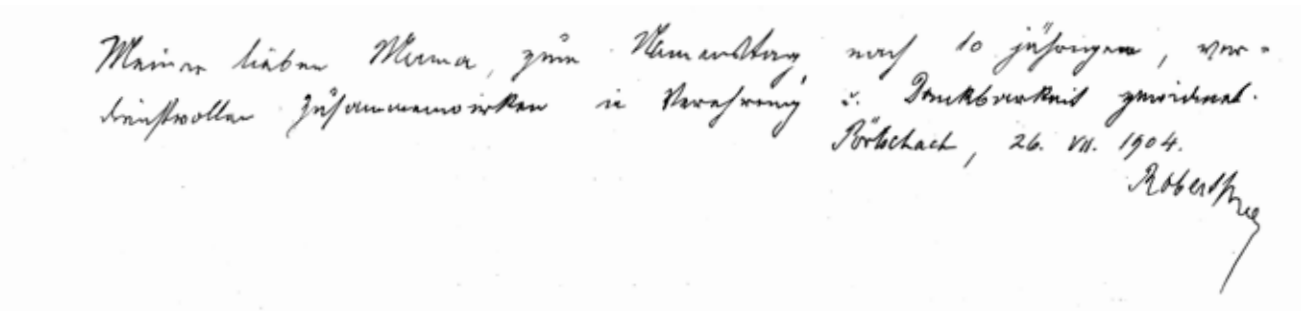
Es wäre wirklich an der Zeit, den missverstandenen Terminus „Freiheitsoper“ nicht mehr in öder Permanenz zu wiederholen und auch den signifikanten Text des Chores nicht länger zu ignorieren, der die Grundidee des Dramas in eine hymnische Schlussapotheose fasst: „*Wer ein holdes Weib errungen / stimm' in unsern Jubel ein! / Nie wird es zu hoch besungen, / Retterin des Gatten sein*“.

● Georg Horcicka

* 1931 in Klagenfurt, Studium an der (damaligen) Hochschule für Welthandel in Wien, von 1956 bis 1992 berufliche Tätigkeit in der Kammer der gewerblichen Wirtschaft für Kärnten. Jahrzehntelange Beschäftigung mit Mozart, die in zahlreichen Publikationen dokumentiert ist.

Synapse im kollektiven Gedächtnis

Das Kärntner Literaturarchiv im Robert-Musil-Haus.



Novalis war es wohl, der – so ich nicht irre – das Archiv als das Gedächtnis einer Nation bezeichnet hat. Damit würdigte der Dichter und Denker der Romantik eine Institution, die in der öffentlichen Wahrnehmung lange Zeit mit Staub als Zentralmetapher assoziiert wurde: das Archiv. Dadurch wurde – so die Süddeutsche Zeitung im April 2005 – der „dynamische Charakter“ des Archivs verborgen. Tatsächlich aber – führt der Autor des Artikels, Lothar Müller, aus – würden dadurch die „weitreichenden Verbindungen in Recht, Politik, Literatur und Wissenschaften“ verschleiert. Archive würden so unter dem Radar der öffentlichen Wahrnehmung bleiben.

Das Kärntner Literaturarchiv im Klagenfurter Musil-Haus stand vor nicht allzu langer Zeit allerdings im Brennpunkt der öffentlichen Wahrnehmung. Staub, Asche und Urne waren die Stichworte in einer Rede von Josef Winkler, die das öffentliche Interesse befeuerten. Winkler hatte diese drei Begriffe im Zusammenhang mit dem Unfalltod eines Alkolenkers erwähnt. Und als das Kärntner Literaturarchiv den Vorlass des Büchner-Preisträgers aus Kärnten erwerben wollte, haben diese Stichworte eine Kärntner Partei veranlasst, massiv dagegen aufzutreten, den Ankauf durch Stadt Klagenfurt und Land Kärnten verhindern zu wollen.

Dispositiv der Macht. Der machtpolitische Einfluss dieser Partei reichte aber nicht aus. Die Skandalisierungsversuche

scheiterten an literaturwissenschaftlicher und archivarischer Evidenz. Eines ließ diese lokalpolitische Posse aber deutlich werden: Archive sind durchaus als Dispositive der Macht aufzufassen und der Gefahr ausgesetzt, Spielball politischer Ränkespiele zu werden. Denn Archive sind wie Bibliotheken oder Museen Synapsen im kollektiven Gedächtnis. Sie definieren die kulturelle Werthierarchie (Boris Groys) einer Gesellschaft.

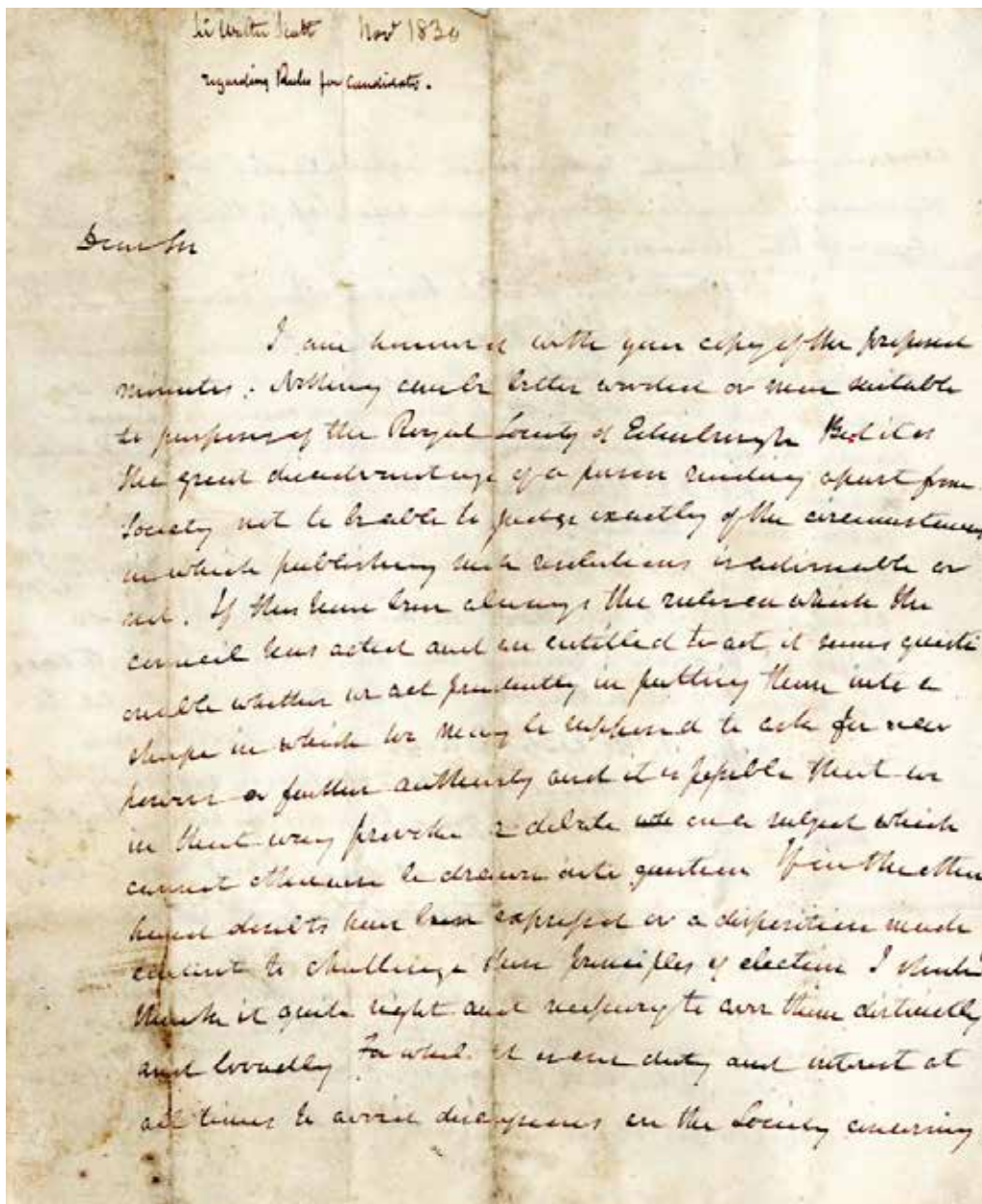
Die Erinnerungskultur einer Gesellschaft ist stets gedachte Rekonstruktion der Geschichte, deren Validität stark von der Qualität des materialisierten kulturellen Gedächtnisses abhängt. Erinnerungskultur braucht materialisierte, wissenschaftlich aufbereitete Konkretionen und Referenzobjekte. Wer also über das Archiv verfügt, erhält Deutungshoheit über die Geschichte. Und weist damit auch mögliche Wege der kulturellen und gesellschaftlichen Weiterentwicklung: „Zukunft braucht Herkunft“, ließ uns Odo Marquard wissen.

Das 1994 gegründete Kärntner Literaturarchiv ist Teil des Robert-Musil-Instituts für Literaturforschung der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Literatur wird als unbestechliches Zeitzeugnis aufgefasst, das individuelle Erinnerung kraft des Literaturschaffens zu einem unverzichtbaren Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses macht. Das jeweilige autorische Ich bringt in seinem literarischen Schaffen ein Wir zum Ausdruck. Darum werden neben Manuskripten von relevanten

Autor*innen auch deren Korrespondenzen und Lebensdokumente archiviert und erschlossen.

Neben dem parteipolitisch skandalisierten Vorlass von Josef Winkler finden sich Archivalien von weiteren vierundvierzig Persönlichkeiten im Kärntner Literaturarchiv; von Ingeborg Bachmann bis Carl Zuckmayer. Von einigen Autor*innen finden sich eher wenige Dokumente im Kärntner Literaturarchiv. Einige andere aber sind weitestgehend exklusiv im Bestand: Gert Jonke etwa oder Florjan Lipuš. Auch von Peter Handke finden sich zahlreiche Manuskripte und Lebensdokumente im Klagenfurter Musil-Haus. Grundsätzlich ist das zeitgenössische Literatur-schaffen Kärntens repräsentativ vertreten.

Überraschenderweise finden sich auch drei Archivboxen des Wiener Arbeiterdichters Theodor Kramer mit Gedichtmanuskripten und Briefen an Michael Guttenbrunner, den poetischen Widerborst, aus den Jahren 1950 bis 1957 im Kärntner Literaturarchiv. Für die Dokumente aus dem Nachlass von Carl Zuckmayer sowie dessen Gattin Alice ist wohl Michael Guttenbrunner (1919-2004) zu danken. Bei der Durchsicht des Verzeichnisses des Literaturarchivs stößt man auch auf Autor*innen, deren Existenz nicht unbedingt allgemein bekannt war. Da gibt es zum Beispiel Dokumente von Egon Geier (1904-1976), einem Kärntner Schriftsteller steirischer Herkunft mit politisch fragwürdiger Vergangenheit im rechtsnationalen Spektrum. Ein literarisch tätiger



Das einzige originale Robert-Musil-Autograph des KLA ist eine Widmung eines Folders des Hotels „Werzer“ an seine Mutter. | Der schottische Bestsellerautor Sir Walter Scott schreibt an John Robison, den Ururgroßvater des Kärntner Autors Arthur Laszowski (1830, ältestes Autograph im KLA).

Fotos: Kärntner Literaturarchiv

Architekt, Franz Eberhard Kneissl (1945-2011), sorgt ebenso für Erstaunen wie der Nachlass Nora Wydenbrucks (1894-1959); beides Persönlichkeiten, die kennenzulernen durchaus interessant ist.

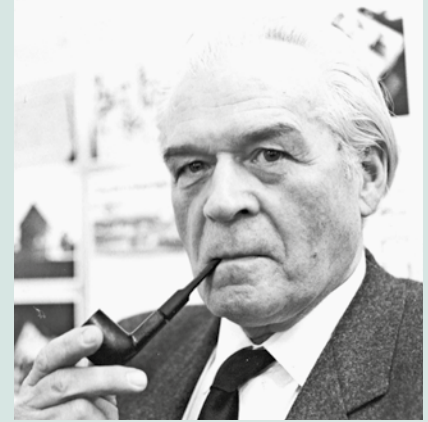
Öffnung ins Digitale. Ergänzend zu den Vor- und Nachlässen von Autor*innen gibt es im Kärntner Literaturarchiv noch Sammlungen von Menschen und Institutionen, die „das literarische Leben Kärntens geprägt haben“ (Homepage) und Gelehrtenvor- und -nachlässe von z. B. Klaus Amann, dem Gründer des Kärntner Literaturarchivs, oder von Karl Corino, dem Musil-Kenner schlechthin. Robert Musil selbst ist im Kärntner Literaturarchiv nicht vertreten. Sein Werk aber wird am Robert-Musil-Institut für Literaturforschung digital aufbereitet. Das Internet-Portal „MUSIL ONLINE“ ist ein zukunftsweisender Versuch, das Gesamtwerk des Kurzzeit-Kärntners in einer dem Internet-Zeitalter adäquaten Form öffentlich zugänglich zu machen und damit das Archiv als unverzichtbaren Bestandteil

des kollektiven und kulturellen Gedächtnisses den Erfordernissen der Netzwerkgesellschaft (Manuel Castells) anzupassen.

Diese Öffnung des Archivs ins Digitale radikalisierten zwei Projekte des Robert-Musil-Instituts im Zusammenhang mit CARINTHIJA 2020: „Kärnten – Generationen/Geschichte/Gegenwart“ und „Fotoalben erzählen 100 Jahre Kärnten“. Beide Projekte setzen auf Partizipation und verschränken so individuelles und kollektives Erinnern zu einem Projekt des kommunikativen Gedächtnisses, das als Teil des kollektiven Gedächtnisses die Erinnerung prägt. Geschichte widerfährt dem Menschen nicht, sie passiert nicht in der historischen Rückschau, sie ereignet sich jetzt. Geschichte ist nicht nur Erzählung der Macht, sie ist von jedem Menschen persönlich erfahren und wieder erinnerte Realität. Jeder Mensch schreibt Geschichte.

● Reinhard Kacianka

* 1957, Kulturarbeiter, Übersetzer und Kulturwissenschaftler an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt; seit 2009 PhiloCafétier im raj in Klagenfurt.



literatur.tipp

Michael Guttenbrunner

Im vergangenen Jahr wäre der 100. Geburtstag Michael Guttenbrunners, des bedeutendsten Dichters des Landes aus der Generation von Lavant und Bachmann, zu feiern gewesen. In Kärnten war, mit Ausnahme eines schönen Beitrags des ORF-Landesstudios, wenig zu vermerken, obgleich der Dichter am Land hing und seinen eminenten Nachlass dem Musil-Institut der Universität vermacht hat. Guttenbrunners Werk ist, in der Lyrik wie in der Prosa, ein Lobpreis der Schönheit des Lebens – mit allem, was es umfasst: die Natur, die Arbeit, die Kunst, die Liebe, das Alphabet und die Schrift als die Symbole des Wissens und der Vernunft. Doch alles, was er geschrieben hat, steht auch unter dem Zeichen von Krieg und Vernichtung – dem Brandmal seiner Generation. Guttenbrunner ist in seiner eigensinnigen Unbestechlichkeit und mit seiner sprachlichen Brillanz ein Autor von bleibender Aktualität. Doch sein Werk war zuletzt kaum mehr sichtbar; vergriffen oder verstreut in kleinen Verlagen. Im Wiener Löcker-Verlag, der sich mit mehreren Büchern von und über Guttenbrunner verdient gemacht hat, ist nun eine 2-bändige Ausgabe erschienen, die sein lyrisches Werk (8 Bände zwischen 1947 und 2001) und seine grandiosen Aufzeichnungen „Im Machtgehege“ (8 Bände zwischen 1976 und 2004) auf mehr als 900 Seiten wieder zugänglich macht. Ist damit einer breiteren Wahrnehmung des Dichters der Weg bereitet? Im Prosaband springt schon auf der ersten Seite ein sinnentstellender Druckfehler in die Augen: „Gewicht“, statt „Gedicht“. In der kurzen „Nachbemerkung“ des Herausgebers: zwei Druckfehler, ein Kasusfehler. Alarmiert überprüfe ich den Nachdruck der „Schwarzen Ruten“ (1947) an der Erstausgabe: auf 50 Seiten 23 vom Original abweichende Stellen. Im Nachdruck von „Im Machtgehege I“ (1976): auf 42 Seiten 34 vom Original abweichende Stellen; Verschreibungen, Lesefehler; Wörter, ja, ganze Verse und Sätze ausgelassen; mangelnde Sorgfalt. Hochgerechnet wären das mehr als 500 Abweichungen. Und das bei einem der Meisterschüler von Karl Kraus! Ein editorisches Desaster. Keine Empfehlung.

● Klaus Amann

Literaturhistoriker, Gründer und 1994-2014 Leiter des Robert-Musil-Instituts für Literaturforschung der Universität Klagenfurt und des Kärntner Literaturarchivs. Zahlreiche Publikationen, u. a. gem. mit Eckart Fröh den Porträt-Band „Michael Guttenbrunner“ (Klagenfurt: Ritter Verlag 1995).

Michael Guttenbrunner Werkausgabe

Hg. Helmuth A. Niederle | edition pen LÖCKER | Band 1: Im Machtgehege, 2017 | Band 2: Nicht völlig Tag und auch nicht völlig Nacht, Gesammelte Gedichte, 2020

Zum Nachlesen: DIE BRÜCKE Nr. 14, S. 48



Oblivio

Erinnern und Vergessen
als kulturelle Leistungen.

CARINTHA 2020

Wie erinnern? Warum gedenken? Welche Bedeutung hat die Vergangenheit für die Gegenwart? Braucht Zukunft wirklich Herkunft? Und wenn ja, wer definiert, welche Herkunft Zukunft hat? Solche und ähnliche Fragen stellen sich bevorzugt in jenen Jahren, die ein gehäuftes Maß an Jubiläen abzarbeiten haben. 2020 ist solch ein Jahr. Die Musikwelt steht im Banne Ludwig van Beethovens, die Gutenberg-Galaxis kreist um Friedrich Hölderlin, die Philosophie erinnert sich an den Meisterdenker G. W. F. Hegel, sie alle wurden vor 250 Jahren geboren. Wir könnten aber auch des 200. Geburtstages von Friedrich Engels oder des 150. Geburtstages von Wladimir Iljitsch Lenin gedenken, ebenso des 1.000. Todestages von Leif Eriksson, des Entdeckers des nordamerikanischen Kontinents. Und wir müssen uns auf eine Reihe historischer Ereignisse besinnen, vor 75 Jahren wurde das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau befreit, fielen die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki und endete der Zweite Weltkrieg, vor

100 Jahren trat der Vertrag von Saint-Germain in Kraft, der die Auflösung der österreichischen Reichshälfte der ehemaligen Habsburgermonarchie formell regelte, und in Kärnten wurde eine Volksabstimmung über das Schicksal der südlichen Landesteile abgehalten.

Verhältnis zur eigenen Geschichte. Kritische Beobachter der Kultur verspüren angesichts solch einer Inflation an Gedenktagen in der Regel ein ziemliches Unbehagen. Nicht nur, dass man dadurch in die Pflicht genommen wird, und sich, ob man will oder nicht, im Jahre 2020 eben mit Beethoven, dem Ende des Ersten Weltkriegs oder Lenin beschäftigen muss, der Kulturbetrieb orientiert sich selbst zunehmend an solchen Gedenktagen. Wer immer vielleicht seit Jahren über Hölderlin, die Kärntner Volksabstimmung oder die Wikinger arbeiten wollte, weiß, das Buch muss im Jubiläumsjahr erscheinen. Gedenktage erscheinen so als rein äußerliche Anlässe, zufällige Daten, denen die geistige Produk-

tion, sofern sie sich mit Künstlern, Wissenschaftlern und Ereignissen der Vergangenheit auseinandersetzt, untergeordnet wird. Allerdings hat die Sache auch eine andere Seite. Denn ohne diese Kultur der Gedenktage gäbe es für wichtige Unternehmungen schlicht kein oder zumindest merkbar weniger Geld. Ohne die runden Geburts- und Todestage, ohne ritualisierte Jubiläen und kollektive Erinnerungsakte würden zahlreiche Symposien nicht abgehalten, etliche Bücher nicht geschrieben, viele Ausstellungen und Forschungsprojekte unterbleiben und manch eine mediale Sensation einfach verpuffen. Gedenk- und Jahrestage sind auch notwendige kollektive Veranstaltungen, in denen abseits der tagespolitischen Aktualitäten eine Gesellschaft ihr Verhältnis zur eigenen Geschichte reflektiert.

Jubiläen und Jahresregenten geben so die Möglichkeit, dass sich eine Zeit ihrer Stellung zur Vergangenheit vergewissert. Die Gewichtung, Intensität und inhaltliche Ausrichtung solcher Veranstaltungen gibt

darüber Auskunft, welchen Wert man Vergangenen in Hinblick auf die eigene Gegenwart und nahe Zukunft zumisst. Natürlich kann es dabei nie darum gehen, objektiv die Bedeutsamkeit von Künstlern, Politikern oder historischen Ereignissen festzuhalten, sondern darum, Differenzen in Kontinuitäten zu betonen – Beethoven galt auch dem 19. Jahrhundert als Genie, aber wir feiern ihn anders –, Vergessenes oder Verdrängtes wieder ins Bewusstsein zu holen und anderes, das uns unangenehm oder peinlich geworden ist, sanft in den tiefen Brunnen der Vergangenheit gleiten zu lassen. Spätere Zeiten werden manches davon vielleicht wieder hervorholen.

Formel des Vergessens. Die Erinnerung an geniale Wissenschaftler und Künstler, noch mehr aber die Auseinandersetzung mit Ereignissen der Geschichte, stehen immer vor der Herausforderung, damit verbundene moralische Wertungen und politische Implikationen zu beachten. Vermeiden lassen sich diese nicht, und sie sollen auch gar nicht vermieden werden. Aber man muss wissen, was man tut, wenn man Vergangenes nicht ruhen lässt. Gerade bei Konflikten, die jahrzehntelang als ambivalent erinnert wurden, die einer Gemeinschaft traumatisch erscheinen mögen, die an Spaltung, Hass und Krieg gemahnen, war und ist die Versuchung groß, diese für politische Ideologien und

wohlfeile Zwecke zu instrumentalisieren. Dass vor allem die großen Zivilisationsbrüche und Menschheitsverbrechen des 20. Jahrhunderts nicht vergessen werden dürfen, ist allgemeiner Konsens. Zu tief war der damit verbundene Blick in die Abgründe des Menschlichen, als dass wir auf diese mahnende Erinnerung verzichten könnten. Solange man es mit Menschen zu tun hat, muss man wissen, wozu Menschen fähig sind. Für anderes aber lässt sich sehr wohl die Frage stellen, ob die seit der Antike bekannte Formel des Vergessens, die *oblivio*, mit der auch als ungerecht empfundene Friedensschlüsse versehen wurden, nicht eine gewisse Berechtigung hat und Ausdruck von Humanität sein kann. Um dem Frieden überhaupt eine Chance zu geben, war es im alten Athen nach einem Bürgerkrieg sogar verboten, sich „an das Schlimme“ zu erinnern. Erinnern kann auch bedeuten, alte Rechnungen doch noch begleichen zu wollen und verglimmende Konflikte wieder anzuheizen.

Lust an einem Leben in Vielfalt. Natürlich kann vergessen nicht bedeuten, nichts mehr von der Vergangenheit wissen zu wollen. Eher im Gegenteil. Je mehr der Vergangenheit als Vergangenheit Rechnung getragen wird, desto weniger kann sie zu einem unseligen Moment der Gegenwart werden. In unsere Zeit könnte solch eine Vergangenheit auch als eine

Erinnerung ragen, die verblassen darf, weil man sich ihrer auf eine unproblematisch gewordene Weise versichert. Eine schöne Wendung könnte etwa eine Erinnerungskultur nehmen, die Ereignisse der Vergangenheit wie den Kärntner Abwehrkampf und die Volksabstimmung des Jahres 1920 zu einem willkommenen Anlass nimmt, um einfach gemeinsam und grenzüberschreitend zu feiern. Es muss nicht jeder Schimmer, den die Vergangenheit auf die Gegenwart wirft, mit der Schwere von obsolet gewordenen Identitäts- und Grenzfragen unnötig verdunkelt werden. Aus heutiger Perspektive könnte dieses Jubiläum auch als Ausdruck der zuerst schwierigen, dann immer freieren und selbstverständlicheren Lust an einem gemeinsamen Leben in Vielfalt gewertet werden. Der Reigen der Veranstaltungen, der sich im Jahre 2020 über Kärnten ziehen wird, scheint dieser impliziten Maxime mitunter durchaus zu folgen. Und das ist gut so.

● **Konrad Paul Liessmann**

* 1953 in Villach, Professor für Philosophie an der Universität Wien und wissenschaftlicher Leiter des Philosophicum Lech; zahlreiche Auszeichnungen, darunter Österreichischer Staatspreis für Kulturpublizistik und österreichischer Wissenschaftler 2006; zuletzt sind erschienen: *Bildung als Provokation* (2017); *Der werfe den ersten Stein. Mythologisch-philosophische Verdammungen* (2019); gemeinsam mit Michael Köhlmeier: *Das alles sind bössartige Übertreibungen und Unterstellungen. Text. Stil. Polemik* (2020).

Wo Kultur Grenzen überbrückt

Die Kunst-, Kultur- und Bildungsprojekte im Rahmen von CARINTHja 2020 sind dreihundert Einladungen zur kreativen Begegnung mit Vergangenheit und Zukunft. Empfehlungen für Neugierige ohne Anspruch auf Vollständigkeit.



Fotos: Adobe Stock, MMKK/Neumüller – Gestaltung: bigbang GmbH

CARINTHja 2020

„Wie man mit Denkmälern umgeht, mit bestehenden und mit zukünftigen“, steht im Mittelpunkt eines der rund 90 Kunst- und Kultur-Projekte im Rahmen des jahresbestimmenden Jubiläumsschwerpunktes. Der Villacher Historiker und Ausstellungs-Kurator **Werner Koroschitz**, zuletzt verantwortlich für die Tourismus-Schau „Zimmer frei“ und die überregional beachtete Präsentation „Vermessungsamt“ in St. Jakob im Rosental/Sentjakob v Rožu, wollte sich zwar „anfangs gar nicht beteiligen“ an den Initiativen rund um die hundertste Wiederkehr der Volksabstimmung. Die Skepsis wich aber doch angesichts der Chance auf neue Sichtweisen und spannende Dialoge. Mit einer „**Fußnote**“ (so der Titel des Projektes) will er mit dem Verein Erinnern „ganz unaufgeregt“ einen zusätzlichen Blick auf den einstigen Villacher Bürgermeister und Nationalsozialisten Oskar Kraus werfen, der auf einem Abwehrkämpferdenkmal beim Silbersee aus dem Jahr 2002 nament-

lich gewürdigt wird. Diese wissenschaftlich-künstlerische Intervention will als kritisches Statement zur Erinnerungskultur ab Mitte September das Denkmal ergänzen.

Neben dem offiziellen Festprogramm, das im Oktober (so Corona will) mit einem Festakt in Klagenfurt, einer Festsitzung von Landtag und Landesregierung, sowie zahlreichen Kranzniederlegungen seinen Höhepunkt finden soll, tourt dann die Mobile Ausstellung unter Federführung des Landesmuseums durch die Bezirke der Städte Kärntens. „Nicht das Land besucht die Ausstellung, die Ausstellung kommt ins Land“, lautet die Devise, die eine ganz wesentliche Intention dieses Jubiläumsformates illustriert: Nicht nur Südkärnten und die einstige Abstimmungszone sollen sich auf vielfältigen Wegen mit hundert Jahren Kärntner Geschichte auseinandersetzen.

Landauf, landab waren kreative Köpfe aufgerufen, einen künstlerischen, wissen-

schaftlichen, bildungsspezifischen Beitrag zu Kärntens Weg in die Zukunft zu leisten. Herausgekommen ist dabei eine Fülle an Ideen, die in hunderte Veranstaltungen münden, die zeigen wollen, wie „innovativ, interaktiv, integrativ“ (so die offizielle Homepage) Themen aufbereitet werden können. Vom Tanztheater (einAnder: **„24 Stunden Grenzerfahrung“**), Wissenschaftssymposien und Filmprojekten von Schülerinnen und Schülern bis zu Vortragsreihen und Workshops reicht die Vielfalt an Formaten.

Die Präsentation einer Anthologie mit Texten in beiden Landessprachen ist eine gleich mehrfache Premiere: Denn erstmals arbeiteten sowohl der Kärntner SchriftstellerInnenverband (Gabriele Russwurm-Biró) und der Verband der slowenischen Schriftsteller Österreichs (Niko Kupper) für ein Buchprojekt zusammen (Verlag Hermagoras/Mohorjeva; siehe BRÜCKE-seite 69). Auch eine Lesung aus Werken des verstorbenen Fabjan Hafner (in einer



KPD Šmihel: Internationales Figurentheaterfestival Cikli Cakl. Foto: KPD Šmihel | Slowenischer Kulturverein
Zarja: Ausstellung „Petzen/Peca: Obir“. Foto: Forum Zarja

Übersetzung von Peter Handke, Suhrkamp Verlag) steht im Rahmen von CARINTHIA 2020 auf dem Programm. Vieles vom Geplanten musste zwar inzwischen verschoben werden – manches auch in das Jahr 2021 – einiges adaptiert. Dennoch beeindruckt die Vielfalt an Veranstaltungsformaten – auch und besonders in Corona-Zeiten.

Die 89 Projekte aus den Bereichen Kunst und Brauchtum, Schule und Wissenschaft illustrieren anschaulich, wie kreativ und kritisch, witzig und wertschätzend, poetisch und phantasievoll die Kärntnerinnen und Kärntner im Jahr 2020 mit ihrer Geschichte umgehen. Vielfalt schmeckt ihnen besser als Eintopf, wozu das Bewusstsein für das vereinte Europa und die Positionierung im Alpen-Adria-Raum wohl auch beigetragen haben dürften. Appetit auf Kunst und Kultur machen fünf Schwerpunkte, die sich auf unterschiedlichste Art und Weise mit den Themen

Erinnerungskultur, Dialog, Migration, Demokratie und Infrastruktur befassen. Nicht nur klassische Veranstaltungsformen wie Ausstellungen, Konzerte und Theateraufführungen stehen dabei auf dem Programm.

Unterwegs sein. Bei „Festen des Miteinanders“ in Bleiburg/Pliberk (die ersten mussten allerdings abgesagt und in das Frühjahr 2021 verschoben werden) wird gemeinsam alpen-adriatisch musiziert und gekocht, einmal wird auch die slowenische Nachbarstadt Ravne eingebunden und mit einem Sonderzug angefahren. Aber auch zu Fuß werden die Menschen unterwegs sein. Etwa für eine Menschenkette entlang der Karawanken zwischen Mallestiger Mittagkogel (dem westlichsten Punkt der einstigen Demarkationslinie in der Abstimmungszone A) und dem Dreiländereck. Das Projekt der landwirtschaftlichen **Fachschule Stiegerhof** (September) umfasst auch Programmpunkte wie eine Wande-

rung, einen Staffellauf mit Friedenslicht, eine Videoproduktion und eine Ausstellung. „Die Grenze ändert sich in unseren Köpfen“ haben sich die Veranstalter als Leitsatz gewählt und so einen der Schlüsselbegriffe des Event-Reigens formuliert: Dem Thema „Grenze“ und vielen Ableitungen daraus ist eine Vielzahl an Veranstaltungen gewidmet. Grenzerfahrungen und Grenzüberschreitungen sind bei Grenzwanderungen zu erleben, so wie sie sich etwa die bildende Künstlerin und aktuelle Präsidentin des österreichischen Kunstvereins, **Tanja Prušnik**, einfallen hat lassen. Der Weg führt dabei entlang einer sieben Kilometer langen Freirauminstallation zum Gedenken an drei Widerstandskämpfer vom Wölflhof bis zum Peršman-Museum bei Bad Eisenkappel/Železna Kapla. Verschiedene Stationen, permanente Kunstmarkierungen und ein Kunstbuch werden die performative Wanderung ergänzen (September). Nicht weit davon entfernt findet in der ehemaligen



UNIKUM: PULLFAKTOR. Festzug der Tiere durch Kärnten. Foto: UNIKUM | Hermagoras Verein: Die Zukunft der Kärntner Slowenen 100 Jahre nach der Volksabstimmung. Foto: Justi Hribernik | schau.Räume: Abwanderung. Foto: schau.Räume | ARBOS: INVALID 2020. Foto: ARBOS, Herbert Gantschacher

Gemeinde Leifling/Libelice (heute Neuhaus/Suha) eine musikalische Grenzwanderung statt, bei der sich Chöre aus Kärnten und Slowenien singend begegnen (Mai 2021).

„Grenzdebil“ nennt die Künstlerin **Barbara Ambrusch-Rapp** mit Augenzwinkern ihre begehbare Audio- und Rauminstallation in der Kirche St. Peter in St. Jakob im Rosental/Šentjakob v Rožu. Die Vernissage ist zwar entfallen, doch bis Juni kann man unter Einhaltung der Corona-Verordnungen die Kirche besuchen: „Wo Grenzen sich nicht auf Trennlinien in Regionen oder Ländern beschränken, sondern mitten durch Ortsgemeinschaften und sogar Familienkonstellationen ihre Spur ziehen, manifestiert sich auch das Destruktive an solchen geografischen und gesellschaftlichen Prozessen“, erläutert die Kulturarbeiterin dazu (Tel.-Info: 0680 13 32112).

Mit einem „Festzug der Tiere“ wird sich das Universitätskulturzentrum UNIKUM auf den Weg machen. Grenzüberschreitende Wanderungen in wenig bekannte

Regionen sind seit Jahrzehnten eines der Markenzeichen dieser Pionier*innen der Freien Szene in Kärnten. Für das Jubiläumsjahr stellen die Kreativköpfe ein spektakuläres künstlerisches Projekt auf die Beine, besser gesagt: auf die Räder. Im September und Oktober wird der tierische Festumzug als Wanderausstellung durch das Land ziehen. Die Carnica-Honigbiene aus Kirschentheur und der Fink aus Finkenstein, der Waldrapp aus Rosegg und der Aal aus Schwabegg, das Pferd aus Treffen und das Brillenschaf aus Eisenkappel sind nur einige der Umzugsteilnehmer, die auf von Künstler*innen gestalteten Pkw-Wagenanhängern unterwegs sein werden. Der fahrende Zoo wird in Eisenkappel/Železna Kapla, Klagenfurt/Celovec und St. Johann im Rosental/Šentjanz v Rožu Station machen.

Wanderbewegungen noch viel weiter fasst die „Abwanderung“ des Vereins schau.Räume, der sich seit 2011 mit „marginalisierten sozialen Räumen“ beschäftigt, wie **Katrin Ackerl Konstantin** erzählt. Dabei werden Themen, über die man kaum spricht, in Leerständen

oder an verlassen Orten, in Szene gesetzt. Der Verein arbeitet dafür mit regionalen Wissenschaftler*innen, NGOs, Künstler*innen, Theatergruppen, etc. zusammen. Ende Juni/Anfang Juli hat das CARINTHIA 2020-Publikum bei geführten Touren durch die „verpartnerten“ Städte Spittal an der Drau und Ferlach die Möglichkeit, sich (analog) in jeweils vier Räumen (Komm-Raum, Geh-Raum, Nachbar-Raum, Spiel-Raum) mit den Themen Abwanderung, Einwanderung, Zuwanderung auseinanderzusetzen. Eine virtuelle Realisation mit sechs Räumen wird an drei Aufführungstagen im Netz angeboten.

„Dialog, Dialog, Dialog!“ wünschte sich von Planungsbeginn an Kurator **Peter Fritz**. Und Dialog ist neben den Worten „Grenze“ und „Brücke“ der dritte Schlüsselbegriff, der sich durch viele der Veranstaltungen zieht. „Viel(ge)schichtig“ werden die Ergebnisse eines spannenden partizipativen Geschichtsforschungsprojektes sein (OeAD/KulturKontakt Austria u. a.). Dafür haben Jugendliche aus vier ausgewählten Gemeinden (Velden, St.



Theater im Raum: Immer noch Sturm. Foto: Christian Brandstätter | Verein „Leppener Schule“: der falsche socken zum richtigen schuh. Foto: Zdravko Haderlap

Jakob im Rosental/Šentjanz v Rožu, Klaggenfurt, Nötsch) gemeinsam mit Wissenschaftler*innen, Künstler*innen und Ortsansässigen ihren Alltag in Beziehung zu historischen Veränderungen von Landschaften und Raumnutzungen gesetzt (Juni).

Landschaften spielen eine wesentliche Rolle in den künstlerischen Projekten von CARINTHIja 2020. Das Jauntal, als „Jaunfeld“ überregional bekannt geworden durch Literaturnobelpreisträger **Peter Handke**, steht im Mittelpunkt seines Dramas „Immer noch Sturm“. Regisseur **Rüdiger Hentzschel** wird es – Corona-bedingt unter Umständen zeitlich auf 2021 verlegt – auf der Heunburg in Handkes Heimatgemeinde Griffen in Szene setzen. Dem großen Sohn des Landes widmen sich auch Regisseur **Maximilian Achatz** und das Theater WalTzwerk: Im Kulturhaus Cingelc in Tratten bei Ferlach wird Peter Handkes Text „Spuren der Verirrten“ aufgeführt – „eine Art Pilgerweg, der Station für Station durch die Welt führt“ (voraussichtlich 13. September bis 4. Oktober).

Zu „einer Spurensuche mit Mitteln des Theaters unter Einbeziehung von Schüler*innen, medizinischen Fachleuten und Künstler*innen“ will **Herbert Gantschachers** Gesellschaft für Musik und Theater „Arbos“ einladen. Bei „**Invalid 2020**“ geht es an verschiedenen Südkärntner Orten nicht nur um das Thema Kriegsinvalidität von Menschen, sondern auch um jene von Ländern. „Abgebrochen wird nichts, alle Veranstaltungen finden der Situation angepasst statt“, sagt Arbos-Leiter Herbert Gantschacher zu seiner Programmplanung.

Wer Handke liest, kennt auch Bachmannpreisträgerin **Maja Haderlap**. Sie steht mit ihrem lyrischen Werk im Mittelpunkt einer Theaterproduktion ihres Bruders Zdravko auf dem Vinkl-Hof im Leppen-Graben bei Eisenkappel, im Elternhaus der beiden. Mit „**der falsche socken zum richtigen schuh oder die zeichen stehen auf sturm**“ kehrt der einstige Chef des Tanztheaters Ikarus zu seinen choreographischen Ursprüngen zurück. Mit professionellen Tänzer*innen (u. a. Martina Rösler) und Schauspieler*innen (u. a.

CARINTHIja 2020



Ein Wortwechsel mit Martin Traxl

Sie waren Mitglied der Jury zur Auswahl der Kultur-Projekte.

Ich habe das Verfahren als ungemein lebendigen, wenn auch sehr anstrengenden Prozess erlebt. Ich war schon öfter Jurymitglied, aber eine solche Menge an Ideen und Projekten hatte ich noch nie zu bewerten. Das zeigt mir, welches Interesse es im Land gibt, dieses Gedenken mitzugestalten. Ich fand von Anfang an die Idee großartig, den Menschen nicht irgendein Großevent oder eine würdige Ausstellung vorzusetzen, sondern die Bevölkerung selbst aufzufordern, ihre Vorschläge einzubringen und ihre Kreativität spielen zu lassen. So entsteht ein vielstimmiger Chor der Meinungen, ein kulturelles Panoptikum, das hoffentlich ein neues Bewusstsein im Umgang mit diesem wichtigen Kapitel der Kärntner Geschichte entstehen lässt.

Wie nehmen Sie als Kärntner in Wien und als Kulturjournalist die Aktivitäten im Jubiläumsjahr CARINTHIja 2020 wahr?

In Wien ist dieses Thema noch nicht wirklich angekommen, aber das wird sich über das Jahr noch ändern. Mich freut vor allem, dass es viele Projekte im öffentlichen Raum gibt. Damit rückt das Thema unmittelbar an die Bevölkerung heran, es wird zum Tagesgespräch, zum Gegenstand der Auseinandersetzung und wird hoffentlich viel Unbekanntes und bisher Ungesagtes zutage fördern. Wir sollten ja viel mehr über diese Zeit wissen, bevor wir uns eine Meinung bilden. Das beseitigt Grenzen und Barrieren – vor allem in den Köpfen.

Was wünschen Sie sich für die nachfolgenden Jahre, wie kann, wie sollte das Jubiläumsjahr in die Zukunft wirken?

Ich wünsche und erhoffe mir, dass die Chance genutzt wird, Mehrsprachigkeit und Mischkultur aus heutiger Sicht neu zu bewerten. Man muss sich ja einmal vorstellen, dass die slowenischen Wurzeln in vielen Familien über Jahrzehnte verleugnet wurden, dass eine Sprache nicht mehr gesprochen wurde, weil sie geradezu geächtet war. Was ist da geschehen? Warum wurde das Bekenntnis so vieler slowenischer Familien zu Kärnten im Nachhinein ins Negative umgedeutet? Ich erwarte mir viele kritische Fragen zu diesem Thema und vielleicht auch ein paar vernünftige Antworten. Aber allein die Auseinandersetzung damit ist – besonders für die junge Generation – eminent wichtig. Damit das Geschehene nicht verschwiegen und verzerrt wird wie viele Jahrzehnte davor. Und damit endlich der Reichtum und die Besonderheit der Kärntner Kultur zum Tragen kommt.

● **Martin Traxl**

* 1964 in Kärnten, Journalist und Fernsehmoderator, seit 2007 TV-Kulturchef des ORF.



Werner Berg Museum Bleiburg/Pliberk: Manfred Deix trifft Werner Berg. Fotos: Werner Berg Museum Bleiburg/Pliberk | Zdravko Haderlap

Magda Kropiunig) und zur Musik von Nikolaj Efendi baut er im Freien ein Stationentheater auf, in dem sich das Publikum „mit dem Klappsessel als Eintrittskarte“ frei bewegen kann. Wandelt es im ersten Teil durch einen „Jahrmarkt der Gefühle“, so führt der zweite Teil in eine landschaftliche Installation – „kleine Theaterszenen, eher performativ und körperlich gespielt“, schildert Zdravko Haderlap. Starke, groteske, schöne Bilder will er auf Deutsch und Slowenisch liefern, auch wenn „Lyrik theatralisch fast unmöglich zu verarbeiten ist“ (ab 22. Juli 2021).

Bilder vieler Ausstellungen werden am Ende des Jubiläumjahres ein buntes Porträt heimischen Kunschtums ergeben haben. Zur zehnten Wiederkehr der Kärntner Volksabstimmung hatte einst Anton Kolig seine später von den Nazis zerstörten Landhausfresken geschaffen. Der Villacher **Guido Katol** malte Paraphrasen darauf [siehe BRÜCKEseite 52], die von 1. Juli bis 1. November im Museum des Nötscher Kreises und im Kolig-Saal im Landhaus Klagenfurt zu sehen sein werden. Im **Werner Berg Museum** in Bleiburg ist ab 20. Mai eine spannende Zusammenschau von Werken des Namensgebers mit jenen des verstorbenen Karikaturisten Manfred Deix zu sehen. In der Gegenüberstellung der charakteristischen Menschendarstellungen der beiden Maler finden Eigentümlichkeiten und Besonderheiten der Einheimischen einer bestimmten Region ihren künstlerischen Niederschlag. Anhand des

schmalen Grates zwischen Typologie und Karikatur werden zentrale Fragen der Gruppenidentität bildhaft erörtert. Großflächige Fassadengestaltungen erweitern wie in den Vorjahren die Ausstellung in den öffentlichen Raum. Skulpturen von **Werner Hofmeister** zum Thema „Ort“ im Garten des Museums thematisieren Zeichen und Ursprung.

Identität und Erinnerungskultur sind das Thema einer Ausstellung, die Absolvent*innen des CHS Villach zurück an den Ort ihrer Ausbildung führt. Anlässlich des 20-jährigen Bestandsjubiläums ihrer Schule werden ab kommendem Schuljahr unter der Leitung der Künstlerin **Larissa Tomassetti** Arbeiten der unterschiedlichsten Gattungen – von Malerei, über Grafik und Plastik bis hin zu Fotografie und Film entstehen. Die Ergebnisse dieses „Comebacks“ werden in einer digitalen Ausstellung ab März 2021 vorgestellt.

Ein besonderes Medium steht rund zehn Kärntner Künstler*innen (darunter **Markus Orsini-Rosenberg**, die **Kunstsportgruppe Hochobir**, **Gernot Fischer-Kondratovitch** u. a. m.) für die Ausstellung „Obir – Petzen/Peca“ des Slowenischen Kulturvereins Zarja in Eisenkappel/Železna Kapla zur Verfügung (September): Sie gestalten Bienenstockbrettchen (Stirnbretter) aus Fichtenholz, die üblicherweise mit naiver Bauernmalerei geschmückt sind, in ihrem persönlichen Stil. Angelika Kampfer steuert ein Fotoprojekt bei, der Historiker Werner

Koroschitz kuratiert das wissenschaftlich begleitete Ausstellungsprojekt, das sich mit zwei markanten Bergen Unterkärntens beschäftigt: dem Hochobir, auf dessen Gipfelkreuz eine Gedenkplakette für den Abwehrkämpfer und Nationalsozialisten Hans Steinacher angebracht ist und der Petzen, einem einstigen Partisanenstützpunkt. „Zwei Berge mit unterschiedlicher nationaler Bewertung“, wie Koroschitz erklärt, zwei Berge aber auch mit Gemeinsamkeiten: „Beide sind durch Höhlensysteme und Bergbau geprägt.“

In Bad Eisenkappel/Železna Kapla, Ferlach sowie an weiteren Orten Südkärntens werden Filmfreunde auf ihre Kosten kommen: Nicht zufällig erinnert der Titel „2020 – A Grace Odyssey“ an Altmeister Stanley Kubrick. Mit einem Experimentalfilm, Konzerten der **Talltones** und Schauspiel-Szenen der Theatergruppen **Zora**, **Trota Mora** und **Vada** bereitet der „Verein zur Erkundung der Universellen Schönheit“ (VERUS) das Jubiläumsthema als Mischung aus Fake-News, Animation und Kunstfilm auf. – Der Umgang mit Denkmälern jeder Art kann also durchaus auch unterhaltsam sein.

● Karin Waldner-Petutschnig

(55) ist freie Kulturjournalistin in Klagenfurt. Neben ihrer fast 30-jährigen Tätigkeit bei der „Kleinen Zeitung“ leitete sie 12 Jahre den Carinthia-Verlag und drei Jahre das Museum Liaunig.

Situationsbedingt kann es zu zeitlichen Änderungen kommen. Die tagesaktuellen Termine finden Sie unter: www.carinthia2020.at

Worte großer Philosophen

(Das Strandbad in Klagenfurt an einem Maiabend 2020, menschenleer bis auf, am Ende des Steges, zwei ehemalige Beachvolleyball-Nachwuchsspieler. Sie tragen Schirmkappen, schwarze Stiefel, schwarze Hosen und schwarze T-Shirts mit der Aufschrift „Security“. Während der erste in einem Taschenbuch liest, wirft der zweite Kieselsteine ins Wasser.)



Edith Payer: aus „das universum leidet nicht“, 2015. Foto: Edith Payer

DER ZWEITE: Echt, du Obndschul ob Heabst?

DER ERSTE (*nickt*): In drei Johr Matura.

DER ZWEITE: Und wia weast tuan, wonn muasst oaweitn obnds?

DER ERSTE: Gibt fia Vuamittog aa, Obndschul.

(Pause)

DER ZWEITE (*zeigt auf das Buch*): Und warum leanst jetz schon?

DER ERSTE: Is nit leanen. Lesn. Woate groða Philosophn. Da Sokrates zum Beispül sogt: „Ich weiß, doss ich nichts weiß.“ Taugt ma.

DER ZWEITE: Vaschwind! Stimmt jo goa nit! Weil wonn waß, doss nix waß, waß er ja wos, oda? Konn nit sogn, waß nix. Miassat sogn: Ich weiß, doss ich fost nichts weiß. Oda so gut wie nichts.

DER ERSTE (*nach kurzem Überlegen*): Stimmt. Oda kennt sogn: Ich weiß, doss ich nichts weiß außer doss ich nichts weiß.

DER ZWEITE: Jo. Miasst owa imma weita gehn. Ich weiß, doss ich nichts weiß außer doss ich nichts weiß außer doss ich nichts weiß außer doss ich nichts weiß und so weita. Bis in olle Ewigkeit.

DER ERSTE: Genau. Deswegn wead hobn obgekirzt: Ich weiß, doss ich nichts weiß.

DER ZWEITE: Konn sein.

DER ERSTE (*blättert. Nach einer Pause*): Do, Heraklit. Taugt ma aa. „Olles fließt.“

DER ZWEITE: Trottl. Soll amol außegehn Lendkanal, wead a schon segn, wia olles fließt! (*Lacht bitter.*)

(Lange Pause. Kieselsteine. Blättern.)

DER ZWEITE: Von Liessmonn aa wos drin?

DER ERSTE: Von Liessmann?

DER ZWEITE: Aa Philosoph, oda? Guate Sprich.

DER ERSTE (*blättert zum Namensregister. Nach einer Pause*): Nix.

DER ZWEITE: Schod. Hett unbedingt eine gegheat, Liessmonn

DER ERSTE: Wos'n zum Beispül?

DER ZWEITE: „Wonn's laft, laft's.“

(Vorhang)

● **Antonio Fian**

Schriftsteller, Essayist und Dramatiker, Vater der Gattung „Dramolett“, geboren 1956, aufgewachsen in Spittal an der Drau, lebt seit 1976 in Wien.

Mehr als Peršmanhof versus Ulrichsberg

Eine ausgeklügelte Mobile Ausstellung bringt die Geschichte rund um die Volksabstimmung in alle Kärntner Bezirke.

CARINTHIA 2020

Vor einigen Wochen bekam **Brigitte Entner** eine Einladung auf unsicheres Terrain. Die Historikerin forscht zur Rolle der Frauen rund um den Abwehrkampf und die Volksabstimmung vor hundert Jahren. Besonders im Fokus hat Entner slowenischsprachige Frauen, die sich damals für einen Anschluss Unterkärntens an den jugoslawischen SHS-Staat engagierten. Frauen wie die Botanikerin Angela Piskernik, Kärntens erste promovierte Naturwissenschaftlerin, die nach der Volksabstimmung nach Ljubljana übersiedelte, später von den Nationalsozialisten im KZ Ravensbrück interniert wurde und nach dem Zweiten Weltkrieg als Direktorin des Naturhistorischen Museums von Ljubljana zu einer führenden Naturschützerin avancierte. In Slowenien wurde Piskernik schon zu Lebzeiten verehrt. Diesseits der Karawanken waren viele nicht gut auf sie zu sprechen.

Nun aber wurde Entner ausgerechnet von der Kärntner Landsmannschaft eingeladen, Anfang März über ihre Recherchen zu berichten – einem Verein, der die Traditionen der Deutschkärntner Bevölkerung hochhält. Entner sagte zu und war verblüfft. Noch vor ein paar Jahren hätte

ihr Referat in diesem Rahmen gewiss für rote Köpfe und hitzige Wortmeldungen gesorgt. Doch nun sprach sie vor wertschätzendem und interessiertem Publikum. „Das zeigt mir, dass wir alle eine Wahrnehmung unserer gemeinsamen Geschichte haben“, sagt Entner.

Herzstück Mobile Ausstellung. Entner ist eine von zahlreichen Expert*innen, die an einem Herzstück der ganzjährigen Feierlichkeiten zum 100-Jahr-Jubiläum der Kärntner Volksabstimmung mitwirken. Eine Mobile Ausstellung zum Thema macht – bedingt durch den Ausbruch der Corona-Epidemie mit Verspätung – in allen Bezirken Kärntens Station. Man hofft, dass der Start der Mobilen Ausstellung im Juni erfolgen kann. Eine 40 Meter lange, teilweise überdachte Holzgrundkonstruktion auf Schienen präsentiert die wechselvolle Geschichte rund um das Plebiszit vom 10. Oktober 1920. Insgesamt 30 Fachleute aus unterschiedlichen Disziplinen arbeiteten an dem Konzept mit, um möglichst viele Facetten der jüngeren Kärntner Geschichte angemessen zu repräsentieren. Besonderes Augenmerk liegt auf den Zwischentönen. Stereotype sollen vermie-

den und bislang Unbeachtetes zu Tage gefördert werden.

Das Projekt ist ein Wagnis, denn es soll die teils widersprüchlichen Aspekte eines historischen Ereignisses greifbar machen, das Kärnten bis heute prägt – auch und gerade durch die Leerstellen, durch das, worüber bisher gern geschwiegen wurde. „Die großen historischen Eckpunkte kann man inzwischen außer Streit stellen“, sagt Entner. „Die eigentliche Frage ist, welche Auslassungen es in den unterschiedlichen Erzählungen gibt. Die Gesellschaft krankt daran, dass ein großer Teil der Geschichte des Landes noch nicht Eingang in das kollektive Bewusstsein gefunden hat und manches auch noch nicht wirklich von allen Seiten aufgearbeitet wurde.“

Was außer Streit steht: Nach Ende des Ersten Weltkriegs, der zu einem Zerfall der Habsburgermonarchie führte, stellte der neu entstandene SHS-Staat als Siegermacht Gebietsansprüche auf gemischt-sprachige Teile Südkärntens. Dagegen regte sich in Widerstand, mehrfach kam es zu Kampfhandlungen. Über Vermittlung von US-Präsident Woodrow Wilson wurde



für den 10. Oktober 1920 eine Volksabstimmung in einer von zwei Zonen des umstrittenen Gebietes angesetzt. Bei einer Wahlbeteiligung von 95 Prozent stimmt eine deutliche Mehrheit für den Verbleib bei Österreich. Möglich wurde das Ergebnis von 22.000 zu 15.000 Stimmen, weil viele Kärntner Sloweninnen und Slowenen gegen den Anschluss an den SHS-Staat votierten. Bei dem Plebiszit handelte es sich um eine der ersten demokratischen Abstimmungen im Sinne des Selbstbestimmungsrechtes der Völker.

Außer Streit steht auch, dass die Volksabstimmung am Anfang einer wechselvollen Geschichte beider Volksgruppen stand, mit kollektiven wie individuellen Traumata, die bis heute nachwirken. Gräben, die noch immer nicht ganz zugeschüttet sind, gegenseitiges Misstrauen. Es sind konträre Erzählungen, die den Zugang beider Sprachgruppen zur Volksabstimmung – und allem, was darauf folgte – prägt. „Die Idee der Ausstellung ist es, die unterschiedlichen Zugänge widerzugeben“, sagt Entner. „Zeigen, welche Erinnerungskulturen es gibt, welche Erinnerungszeichen von einer Gruppe als zentral angesehen werden, während

sich Teile der anderen Gruppe davon provoziert fühlen.“

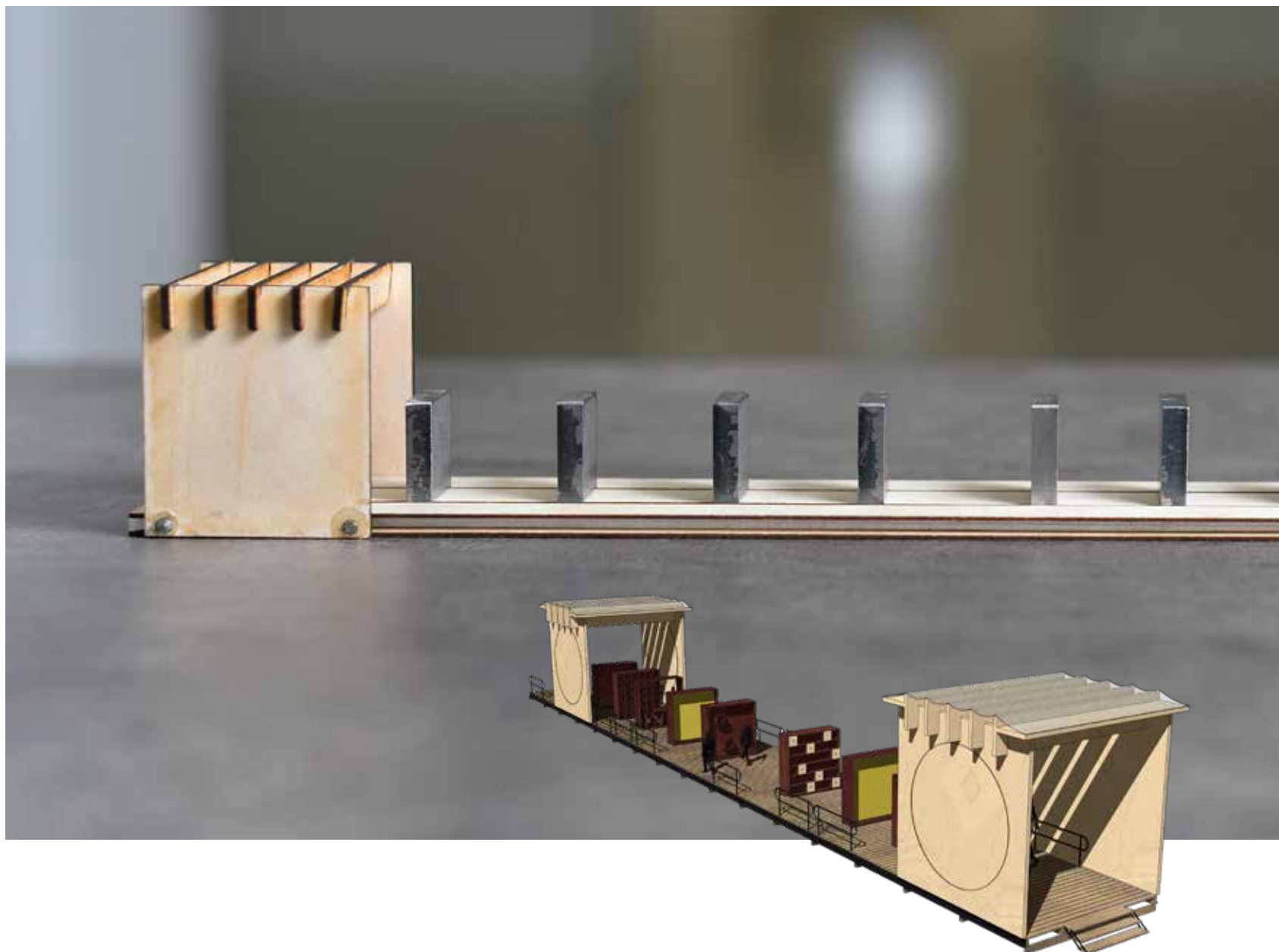
Mit anderen Worten: Es geht in der Mobilen Ausstellung darum, mit Widersprüchen umzugehen, sie in einen neuen, bejahenden Kontext zu setzen. „CARINTHIJA“, lautet das Motto der Jubiläumsfeierlichkeiten, das klar macht, worum es geht: einen verbindenden und möglichst nicht mehr schmerzbehafteten Zugang zur gemeinsamen Geschichte zu finden.

Grundprinzip Partizipation. Das ließe sich allerdings nicht von oben herab dekretieren, zeigt sich **Igor Pucker** überzeugt. Der Leiter der Abteilung für Kunst und Kultur in der Landesregierung ist gemeinsam mit der Protokollchefin des Landes, Christiane Ogris, federführend verantwortlich für das Gesamtprogramm des Jubiläumsjahres. Dazu zählen hunderte themenbezogene Veranstaltungen in ganz Kärnten. „Das Grundprinzip ist Partizipation“, sagt er. „Wir verordnen nicht, wie das Jubiläum auszusehen hat, sondern rufen die Bevölkerung auf, sich zu beteiligen und Projekte einzubringen. Das ist die Kernlinie der von Peter Fritz

für die Ausschreibungsprojekte formulierten Grundkonzeption.“

Entsprechend flexibel ist auch die Mobile Ausstellung, die an die unterschiedlichen Standorte angepasst wird. So soll die Geschichte der einzelnen Bezirke rund um die Volksabstimmung in die Ausstellung einfließen. Und das nicht nur in den unmittelbar betroffenen Städten. Spittal an der Drau etwa war außerhalb der Abstimmungszone, spielte aber als Sitz der Kärntner Exilregierung eine entscheidende Rolle. „Ausgehend von den Kerner Ereignissen an zentralen Orten wollen wir exemplarische Einblicke geben“, sagt Pucker. Am Ende stehen zahlreiche offizielle Festveranstaltungen des Landes rund um den 10. Oktober, die Kärntens Vielfalt widerspiegeln sollen. Hier sei allerhand geplant. Was in welchem Umfang durchgeführt werden kann, sei aber abhängig von den weiteren Entwicklungen in Hinblick auf die Corona-Krise.

Geschichte auf dem Laufsteg. Zuvor aber wird die vom Klagenfurter Architekten **Roland Winkler** entwickelte Mobile Ausstellung durch ganz Kärnten ziehen.



Durch ein Einbahnsystem und die Möglichkeit, Besucher*innenströme zu steuern, trägt die Konstruktion den Corona-bedingt verschärften Sicherheitsauflagen Rechnung. Einen „Laufsteg“ nennt Winkler sein Werk. Mobil ist nicht nur die Unterkonstruktion. Die Ausstellungsgegenstände und Vitrinen – „Erinnerungsspeicher“ – lassen sich auf Schienen bewegen. „Wir haben die Möglichkeit geschaffen, Zeiträume auseinanderzuschieben.“ Der gestalterische Aufbau des mobilen Museums sollte die Grundgedanken der Ausstellung widerspiegeln, die Veränderbarkeit von Geschichte: „Ich möchte auch mit der bequemen Erklärung aufräumen, dass es immer die da oben sind, die Geschichte machen. Dabei hat jeder und jede Einzelne die Möglichkeit, selbst in das Zeitgeschehen einzugreifen. Man kann es zumindest versuchen.“

Das sei eine Lehre der Volksabstimmung, die letztlich nicht von Mächtigen entschieden wurde, sondern von der Bevölkerung. Das sichtbarste Zeichen der Mitbestimmung sind zwei kleine Pavillons, die Ausstellungsbesucher*innen an besonders heißen oder regnerischen Tagen Schutz bieten sollen – und die auf dem

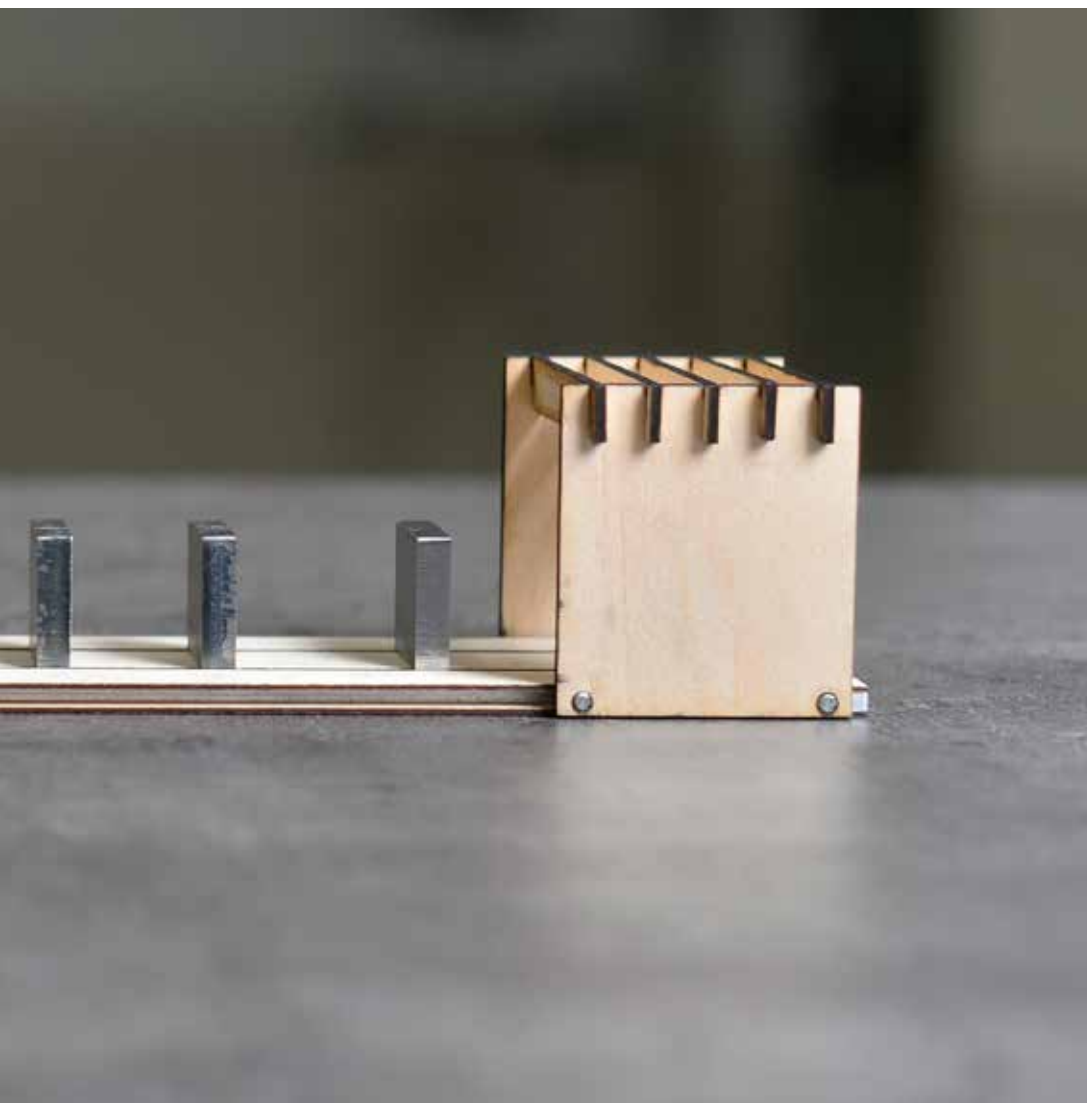
Laufsteg frei bewegbar sind. „Jeder Pavillon hat ein Steuerrad, mit dem er sich verschieben lässt. Man kann im übertragenen Sinne am Rad der Geschichte drehen“, sagt Winkler.

Blick nach vorne. Dabei soll der Blick nicht nur nach hinten gerichtet sein. „Wir wollen mit der Ausstellung auch die mögliche Zukunft der Gesellschaft abbilden“, sagt **Markus Hornböck**, Geschäftsführer der Kärntner Betriebsansiedlungs- und Beteiligungsgesellschaft Babeg, die in die Ausstellung eng eingebunden ist. Wie vor hundert Jahren sei Kärnten auch heute Teil einer globalen Entwicklung. War die Zeit vor hundert Jahren durch das Ende des Ersten Weltkrieges und den weiterloдерnden Nationalismus gekennzeichnet, sind es heute unter anderem technologische Entwicklungen wie künstliche Intelligenz oder virtuelle Realität: „Wie werden sich die Digitalisierung und die Veränderung unserer Arbeitswelt auf unseren Umgang miteinander auswirken? Was bedeutet das für eine Region wie Kärnten? Wie wird Kärnten in hundert Jahren aussehen?“ Auch diese Themen sollen im Kontext der Landesgeschichte in der

Mobilien Ausstellung erörtert werden. „Uns interessiert die Aufarbeitung der Vergangenheit mit Themenstellungen, die in die Zukunft gerichtet sind“, sagt Hornböck.

Veränderbarkeit der Erinnerungskultur.

Die Arbeit der Expert*innen an den Themen der Ausstellung, die Vermittlungstechnologien, die Gestaltungen und Aufbereitungen im Rahmen der Mobilien Ausstellung übernimmt der auf künstlerische und museale Großprojekte spezialisierte Projektmanager **Wolfgang Giegler**. „Wir stellen ausgehend von der Volksabstimmung 1920 ein ganzes Jahrhundert in den Fokus der Ausstellung. Damit können wir auch zeigen, dass Geschichte nicht in Stein gemeißelt ist, sondern von jeder Zeit neu interpretiert und kommentiert wird.“ Erinnerungsorte in Kärnten, vor allem eine Auswahl von Denkmälern, bilden daher ein zentrales Ausstellungsmodul, ebenso wie Sprachspiele, die einen künstlerischen Zugang zur Zweisprachigkeit als wichtiges kulturelles Merkmal Kärntens ermöglichen. „So wie sich der Blick auf Historisches ständig entwickelt, so werden auch mit Sprache(n) spezifische Wirklichkeiten geschaffen.“



Nicht das Land besucht die Ausstellung, die Ausstellung besucht das Land: Das Modell der von den Architekten Winkler + Ruck entworfenen Mobilen Ausstellung. Foto: LPD | Helge Bauer

Eine Art therapeutische Ausstellung für ganz Kärnten? So weit will Giegler nicht gehen. „Auf jeden Fall bringt die Mobile Ausstellung eine Offenheit mit sich, die auch in den Ausstellungsgemeinden sehr willkommen geheißen wird.“ Mit einem Schwerpunkt auf Bildungs- und Lebenschancen bringt die Mobile Ausstellung zu CARINTHija 2020 auch deutliche Zukunftsaspekte. Aus hundert Jahren Kärntner Geschichte werden Perspektiven auf die Kärntner Bildungslandschaft und auf zukünftige gesellschaftliche Herausforderungen eröffnet. Dabei spielen die starke Einbindung künstlerischer Standpunkte (Stefan Hafner, Emil Krištof, Majda Krivograd, Milena Olip, Jani Oswald, Six/Petrusch, zweintopf) und die vielfach multimediale Vermittlung gut zusammen. Giegler: „Man geht durch Worte, die zu einem sprechen, schreien oder flüstern, man arrangiert, entdeckt und kann, wenn man will, sein eigenes deutsch-slowenisches Gedicht komponieren.“

Unterschiedliche Erzählungen. Für das konzeptionelle Panorama, den Blick auf das große Ganze ist der Historiker **Helmut Konrad** von der Universität Graz zustän-

dig. Er verstehe seine Rolle als eine Art Korrektiv, erläutert der gebürtige Wolfsberger. „Wir diskutieren viel, wie sich die unterschiedliche Erinnerungskultur möglichst ausgewogen widerspiegeln lässt.“ Denn: „Erinnerungskultur ist mehr als Peršmanhof versus Ulrichsberg.“ Am Peršmanhof bei Eisenkappel verübten in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs NS-Soldaten ein Massaker an slowenischen Zivilist*innen. Der Ulrichsberg war die jahrzehntelange Pilgerstätte soldatischer, mitunter deutschnationaler Kriegsheimkehrerverbände.

Die große Herausforderung sei es gewesen, die unterschiedlichen Erzählungen nebeneinanderzustellen, meint Konrad. „Gemeinsames Erinnern heißt zu akzeptieren, dass auch die andere Seite ihre legitimen Positionen hat“, sagt Konrad. Es wäre, sagt er, auf „jeden Fall einfacher gewesen, eine Ausstellung von nur einem Standpunkt aus zu gestalten. Aber was wäre dann das Gemeinsame gewesen?“

Wie aber könnte eine positive Erzählung der Volksabstimmung aus Sicht der slowenischen Minderheit aussehen? „Der 10. Oktober hat gezeigt, dass die slowenische Sprachgruppe nicht vom Nationalisierungs-

wahn der damaligen Zeit erfasst wurde“, sagt Konrad. Entscheidend für das ausschlaggebende Votum vieler Sloweninnen und Slowenen im Sinne des Verbleibs bei Österreich seien eben keine emotionalen Gründe gewesen: „Es wäre für die Bäuerinnen und Bauern schwerer gewesen, ihre Erdäpfel über den Loibl oder den Seebergpass zu bringen als nach Klagenfurt oder Villach. Und für viele spielte nach der Erfahrung des Ersten Weltkriegs die Tatsache eine Rolle, dass es im SHS-Staat Wehrdienst gab, während Österreich damals ein Berufsheer hatte.“

Zumindest kurzfristig hätten Pragmatismus und Vernunft Oberhand über ideologischen Eifer behalten. Und das, davon ist Konrad überzeugt, sei eine wichtige Moral des 10. Oktober, die auch hundert Jahre später nichts von ihrer Gültigkeit verloren hat.

● **Wolfgang Rössler**

39, aus Steindorf am Ossiacher See, lebt in Wien, ist u. a. Korrespondent der NZZ am Sonntag.

Die Historie der Selbstbestimmung

Ein Plebiszit gegen den Nationalismus und für ein gemeinsames Kärnten.

CARINTHIA 2020

„Der 10. Oktober 1920 ist ein Festtag des großen Gedankens vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, der sonst in den Friedensverträgen leider nicht zum Durchbruch gelangt ist“, meinte Bundeskanzler Schober 1930. Dieses 90 Jahre alte Statement kennzeichnet treffend das Wesen von Kärntens Festtag: Der 10. Oktober ist Kärntens Tag der Selbstbestimmung, an dem deutsch- und slowenischsprachige Kärntnerinnen und Kärntner sich für die gemeinsame Heimat und gegen nationale Trennung ausgesprochen haben.

Der Abwehrkampf. Im November 1918 bricht das Vielvölkerreich der Habsburgermonarchie zusammen. Nationale Forderungsprogramme werden aufgestellt. Künftige Grenzkonflikte kündigen sich an. In allen national gemischten Kronländern beginnt der Kampf um die Landeseinheit. Der slowenische Nationalrat in Laibach fordert den Anschluss großer Teile Kärntens an den südslawischen Staat und ordnet deren militärische Besetzung an.

Am 30. November 1918 überschreiten südslawische Verbände die Drau und erobern Völkermarkt. Nun ist auch Klagenfurt unmittelbar bedroht. Am 5.

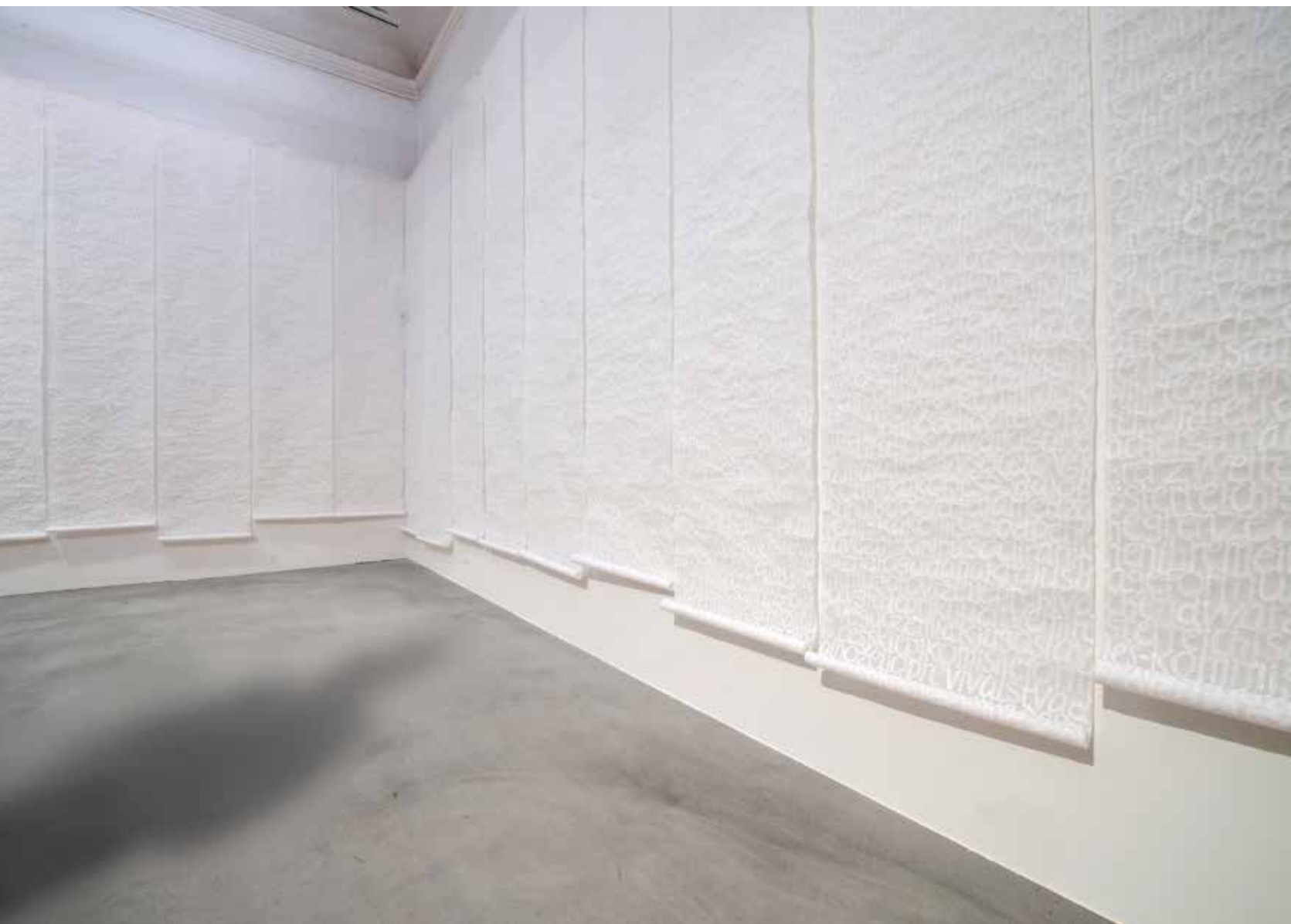
Dezember 1918 fasst die Kärntner Landesversammlung mit Landesverweser Arthur Lemisch den mutigen und weitreichenden Beschluss zum bewaffneten Widerstand. Ludwig Hülgerth organisiert als Landesbefehlshaber den Abwehrkampf. Kärntner Freiwilligenverbände und Volkswereinheiten befreien gemeinsam innerhalb weniger Tage große Teile Kärntens.

Durch die Kämpfe zur Jahreswende 1918/1919 wird die internationale Aufmerksamkeit auf Kärnten gelenkt. Amerikanische Experten unter der Leitung von Sherman Miles versuchen, sich ein objektives Bild von der Stimmung der Bevölkerung zu machen. Ihr Abschlussbericht, der die Haltung der amerikanischen Friedensdelegation in Paris entscheidend beeinflussen wird, fällt eindeutig zugunsten Österreichs aus. Die Miles-Kommission empfiehlt die Karawanken als künftige Grenze und spricht sich für den Verbleib ganz Kärntens bei Österreich aus. Präsident Wilson kann sich mit dieser Forderung auf der Pariser Friedenskonferenz nicht durchsetzen. Die Kompromisslösung ist eine Volksabstimmung im Klagenfurter Becken.

Ende Mai 1919 steuert der Konflikt um Kärnten auf seinen Höhepunkt zu. Am 27. Mai fasst der Oberste Rat in Paris den endgültigen Beschluss für eine Volksabstimmung in Kärnten. Nahezu gleichzeitig greifen jugoslawische Truppen mit großer Übermacht an. Schon am 29. Mai muss Landesbefehlshaber Hülgerth den Befehl zum Rückzug geben. Am 30. Mai übersiedelt die Landesregierung nach Spittal an der Drau. Am 6. Juni besetzen jugoslawische Truppen die Landeshauptstadt und große Teile des Klagenfurter Beckens. Der militärische Abwehrkampf endet mit einer verheerenden österreichischen Niederlage, doch er hat schon entscheidend dazu beigetragen, dass für Kärnten eine Volksabstimmung beschlossen wurde.

Auf österreichischer Seite sterben in den bewaffneten Auseinandersetzungen 272 Menschen, darunter 46 Zivilist*innen. Auf südslawischer Seite sterben 140 Soldaten, von denen nur fünf aus dem heutigen Kärnten stammen.

Am 10. September unterzeichnet Karl Renner in Paris den Staatsvertrag von St. Germain. Kärnten muss schmerzliche Gebietsverluste hinnehmen. Das Kanaltal



mit der Stadt Tarvis kommt zu Italien, das Mießtal mit Unterdrauburg und die Gemeinde Seeland fallen an Jugoslawien.

Die Volksabstimmung. Nun beginnt das lange Warten auf die Volksabstimmung. Erst am 16. Juli 1920 tritt der Friedensvertrag in Kraft. Innerhalb von drei Monaten muss nun die Volksabstimmung stattfinden.

Die Abstimmungszone I steht währenddessen unter jugoslawischer Verwaltung. Sie ist vom übrigen Kärnten nahezu völlig abgeschnitten. An der Demarkationslinie stehen serbische Soldaten. Ihr überhebliches Auftreten als Besatzer lässt die Sympathien für den südslawischen Staat bei der Bevölkerung schwinden.

Der Kärntner Heimatdienst soll die Propaganda für Österreich organisieren. Riesige Mengen an Flugblättern werden gedruckt und in der Nacht auf Schleichwegen in die jugoslawisch besetzte Abstimmungszone gebracht.

Am 16. Juli 1920 trifft endlich die internationale Plebiszitkommission in Kärnten ein. Sie sieht ihre wichtigste Aufgabe darin, eine faire Abstimmung zu gewährleisten. Die Bedingungen für die Öster-

reicher*innen verbessern sich nun rasch. Die Demarkationslinie muss geöffnet werden. Tausende Flüchtlinge können endlich in ihre Heimat zurückkehren.

Die heiße Phase des Wahlkampfes beginnt. Alle Parteien kämpfen gemeinsam um die Landeseinheit. Die österreichische Propaganda [siehe auch BRÜCKEseiten 32-33] verwendet hauptsächlich wirtschaftliche und soziale Argumente:

Österreich ist eine Republik mit vorbildlicher Sozialgesetzgebung.

Österreich hat keine Wehrpflicht und wird in Zukunft keine Kriege führen.

Das Klagenfurter Becken ist eine wirtschaftliche Einheit. Ohne die Märkte von Klagenfurt und Villach können die Bauern nicht überleben.

Die österreichische Propaganda ist konsequent zweisprachig. Kurz vor der Abstimmung erklärt die Kärntner Landesversammlung in einer feierlichen Proklamation, dass sie den slowenischen Landsleuten ihre sprachliche und nationale Eigenart jetzt und alle Zeiten wahren will. Viele ältere Wähler*innen sind noch Analphabeten. Auf sie nimmt der Abstimmungsvorgang Rücksicht: Man muss zerreißen, was man ablehnt.

Die internationale Aufsicht führt zu einer korrekten Abstimmung. Die Stimmzettel in den versiegelten Wahlurnen werden zentral ausgezählt. Drei Tage langen Wartens folgen. Am Abend des 13. Oktober kommt es auf dem Neuen Platz in Klagenfurt zur Kundmachung des Ergebnisses, das in seiner Eindeutigkeit überrascht. Mehr als 59% der Wähler*innen stimmen für den Verbleib des Abstimmungsgebietes bei Österreich.

Genaue Wahlanalysen haben ergeben, dass mehr als 10.000 slowenischsprachige Kärntner*innen für Österreich gestimmt haben. Die Volksabstimmung vom 10. Oktober 1920 war somit keine nationale Entscheidung, sondern eine Abstimmung gegen den Nationalismus und für ein gemeinsames Kärnten.

● Wilhelm Wadl

* 1954, lebt in Gnesau, Germanist und Historiker, von 2001-2019 Direktor des Kärntner Landesarchivs, ist beim Jubiläum der Kärntner Volksabstimmung (CARINTHJa 2020) maßgeblich beratend tätig.

Christine Lavant: Baruscha

(Auszug)



Christine Lavant 1963 in ihrer Wohnung in St. Stefan im Lavanttal. Foto: Ernst Peter Prokop

NACHLESE-PONOVU BRANJE

In dem hölzernen Gang, wo sie die rotgelben Maiszapfen aufgehängt haben, bin ich den ganzen Vormittag als ordentlicher Gottesmensch gesessen und habe einen Korb geflochten. Sie sollen nur sehen, dass man sein Leben auch noch auf eine andere Art fristen kann als mit solch dummen Eseln, die es vielleicht überhaupt nicht gibt. Der Korb ist schöner geworden als je einer, obwohl er nicht so geworden ist, wie ich es eigentlich gewollt habe. Nämlich, ich dachte am Anfang, dass er so werden müsste wie das Herz meiner armen Schwester, die mit einer einzigen Rose in das Meer hinausgeschwommen ist und nie mehr davon zurückkam. Darüber starb meine Mutter. Sie brauchte so wenig Zeit zum Sterben wie andere zu einem Abendgebet, und als die Nachbarrinnen kamen, konnten sie ihrer lieben Seele keine Botschaft mehr mitgeben, obwohl jede etwas für Gott auf dem Herzen gehabt hätte. Vielleicht sind sie auch deshalb dann alle ein bisschen hart zu mir gewesen, so von Haus zu Haus, weil sie alle Mühe mit mir gänzlich umsonst hatten. – Ein wenig hätte sie wohl noch warten können, sagte mir zum Beispiel die Müllerin gerade ins Gesicht, so viel wenigstens, dass ich ihr hätte klarmachen können, wo Gott das Hochwasser im Frühjahr hinleiten soll, damit wir nicht samt der schönen Mühle in Lebensgefahr kommen. Aber ihr armen Leute habt wohl überhaupt kein Gefühl für Anstand und Dankbarkeit, wo sie doch wissen musste, dass du nur von unserer Mildtätigkeit wirst aufwachen müssen ... Ja, so in der Art sagte es mir die Müllerin immer wieder einmal und die Allerheiligen-Waba hätte schönere Asten für ihren Beruf gebraucht, solche, die der größte Reif nicht umbringt, damit sie nicht alle Nacht Säcke über ihren Garten breiten müsste, die

dann doch meist am Morgen gestohlen waren. – Ach, sie hätte wohl so viele Botschaften mitnehmen müssen, meine kleine zarte Mutter, dass sie davon unterwegs sicher zusammengebrochen wäre und vielleicht in alle Ewigkeit nicht bis zu dem Himmel käme. Nein, sie hat schon recht getan und verhungert bin ich deswegen ja trotzdem nicht, wie man wohl sehen kann. Überdies hat sie mir ja zwei so wunderschöne, unterschiedliche Augen hinterlassen, mit denen ich bestimmt noch einmal mein Glück machen werde. Ich brauch dazu ja nur eine Frau mit dem Herzen meiner Schwester. Und da ich ihr in alle Ewigkeit treu sein werde, braucht sie dann auch nicht mit einer Rose in das Meer hinauszuschwimmen. – Hier in Baruscha ist ja auch gottlob das Meer nicht so nahe und welches Mädchen könnte es über sich bringen, mit einer Rose in einen gelben Fluss zu gehen? ...

An all das dachte ich, während ich am Vormittag meinen Korb begann, aber dann kamen diese winzigen, pfeilschnellen Vögel, kamen immer über mich, pickten sich was aus dem gelbroten Mais oder meinem Kopf und flogen mit Gelächter wieder davon. Wie kleine, lachende Kreuze schwirren sie in der Luft, und wo sie in die Sonne kommen, glänzen sie wie alter Schiefer. Wer ihr Gelächter hört, kann nicht mehr an anderes denken als an Baruscha. Vielleicht gibt es nirgends mehr auf der Welt solche Vögel, vielleicht haben sie diese Art, sich zu verständigen, eben nur hier erlernt, denn ich habe mir sagen lassen, dass Baruscha, die arme Herrin, manchmal mit solchem Lachen Tage und Nächte lang über die vielen Treppen ihres Hauses geht. Ich meine jetzt sie, die wirkliche Herrin, nach der die Stadt den Namen hat. Sonst weiß ich noch nicht viel von ihr, denn die Men-

schen in Baruscha haben eine Art zu schweigen, als wären sie zugefrorene Bäche. © Hans Schmid Privatstiftung

● Christine Lavant

(1915-1973) veröffentlichte die Märchenerzählung „Baruscha“ gemeinsam mit „Die goldene Braue“ und „Der Messer-Mooth“ 1952 im Grazer Leykam-Verlag. Der hier aus Anlass des 105. Geburtstages der Autorin am 4. Juli wiedergegebene Auszug ist dem von Klaus Amann und Brigitte Strasser hrsg. Sammelband „Christine Lavant: Zu Lebzeiten veröffentlichte Erzählungen“ (Göttingen: Wallstein, 2015, S. 268 ff.) entnommen und mit freundlicher Genehmigung der Hans Schmid Privatstiftung abgedruckt.

Die Geschichte des Korbflechters Corbinian, der nach Baruscha kommt, um dort seine Frau, als sein Gegenüber und seine Ergänzung, zu finden, war jener Prosatext, den die Autorin, eigenen Aussagen zufolge, „von allen [ihren] Erzählungen am liebsten“ hatte (Christine Lavant an Maria West Crone, 20.1.1957). In einem Brief an Philippa Hansen heißt es: „... als ich die ‚Baruscha‘ schrieb, da war ich so verzweifelt, dass ich mir einen Ort ein Daheim finden musste, dass ich mich selbst aufteilen musste in den Korbinian und die Herrin Baruscha, in die Stadt und die Leute und Engel und Vögel, all das bin ich selber gewesen. Bloss Adam – mein Selbst – das konnte ich nicht sein, deswegen steht von ihm auch so wenig in der Geschichte, obwohl Adam die Urgeschichte wäre.“

Redaktion: Katharina Herzmansky

Briefstellen zit. nach: Ilija Dürhammer und Wilhelm Hemecker: „... nur durch Zufall in den Stand einer Dichterin geraten.“ Unbekannte autobiographische Texte von Christine Lavant. In: Sichtung 2 (1999), S. 97-126.

In helles Licht

Erstveröffentlichung.



Robert Woelfl. Foto: Andreas Ferchner

Ein schmaler Schotterweg verbindet unser Haus mit der Bundesstraße, die nach Bleiberg führt. Der Weg ist nicht sehr lang, hundert oder hundertfünfzig Meter, dafür hat er so viele Schlaglöcher, dass man sie gar nicht zählen kann. Mein Vater füllt diese Löcher regelmäßig auf. Mit einem Eimer holt er von dort, wo die neuen Häuser gebaut werden, Schottersteine, schüttet sie in die Löcher und klopft sie mit einer Schaufel fest. Aber schon nach kurzer Zeit sind die Löcher wieder da, als würden die Steine von einer geheimnisvollen Kraft nach unten gesogen werden. Mein Vater schimpft über die Stadtverwaltung, die den Zufahrtsweg zu seinem Haus seiner Meinung nach schon längst asphaltieren hätte müssen.

Mit dem ersten Rad, das ich bekomme, unternehme ich auf diesem Schotterweg lange Reisen. Weil man auf einer Strecke von hundert Metern keine Weltreisen unternehmen kann, fahre ich den Weg unendlich oft auf und ab. Ich starte am Gartentor, fahre bis zur Kreuzung mit der Bleiberger Straße, wende, fahre wieder zurück, und wende abermals am Gartentor. Und immer so weiter, bis ich nach Italien komme. Manchmal fahre ich auch nach Spanien. Und manchmal nehme ich an einer Rallye teil, die quer durch die Wüste führt und die den Teilnehmern große Strapazen abverlangt.

Ich lege zwischendurch Pausen ein, aber ich gebe nie auf, bevor ich nicht am Ziel angekommen bin.

Meine Mutter gibt mir in Alufolie verpackte Butterbrote mit. Alufolie und Tupperware-Boxen haben etwas mit Raumschifftechnologie zu tun. Ich lege die Tupperware-Box in einen kleinen Koffer, den ich unter die Spange des Gepäckträgers klemme. Mein Vater hat mir eine Trinkflasche gekauft, die ich jedes Mal,

bevor ich losfahre, im Garten mit Wasser fülle. Im Unterschied zu den Rädern der Profis zum Beispiel bei der Tour de France hat mein Rad keinen Flaschenhalter. Mein Vater hat deshalb aus dünnem Draht am Lenker eine Vorrichtung gebaut, in die man die Flasche stecken kann. Allerdings klemmt sie dann dort so fest, dass man stehen bleiben muss, wenn man sie aus dem Drahtgestell herausziehen will.

Wenn ich eine Reise hinter mich gebracht habe, berichte ich meiner Großmutter davon. Sie lebt bei uns im Haus in einem Zimmer im Erdgeschoß. Sie muss den ganzen Tag im Bett verbringen, weil sie krank ist. Welche Krankheit sie hat, weiß ich nicht. Man hat es mir bestimmt erklärt, aber ich habe die medizinischen Ausdrücke nicht gekannt und auch gleich wieder vergessen. Die meiste Zeit sitzt sie aufrecht im Bett und liest. Ihr Lesestoff ist die Bibel und der Lesezirkel.

In den Zeitschriften des Lesezirkels gibt es Fotos von Autoradios, die man aus dem Auto nehmen und an einem Griff mit sich tragen kann, Fotos von Walkie-Talkies mit langen Antennen, Fotos von Eddy Merckx, Fotos von Formel-1-Fahrern und Bilder von UFOs. Meine Großmutter liest mir die Berichte der Menschen vor, die von Außerirdischen entführt und in eines ihrer Raumschiffe gebracht wurden, um dort untersucht zu werden. Nicht alle wurden wieder freigelassen, manche sind für immer verschwunden. So etwas passiert nicht bei uns, aber in New Mexico, in Peru und in Sibirien.

Weil ich meiner Großmutter imponieren will, erzähle ich ihr, dass ich auch schon einmal ein so gleißend helles Licht gesehen habe.

Wo? fragt sie mich.

Im Wald.

In welchem Wald?

Oberhalb vom Sägewerk, sage ich.

Bis zum Sägewerk darfst du doch gar nicht fahren. Du darfst doch nicht weiter als bis zur Bleiberger Straße.

Ja. Aber ich war dort.

Mit dem Rad?

Ja.

Sie schüttelt den Kopf. Das ist viel zu weit. So weit weg fährst du nicht mehr.

Aber ich habe so ein Licht gesehen, beharre ich. Er war sehr hell und hat sich bewegt.

Sie sieht mich ungläubig an. Aber sie behauptet nicht, dass ich lüge. Sie versucht nicht, mir auszureden, was ich gesehen habe. Sie lacht auch nicht über meine Erzählung. Sie sagt: Man darf nie in helles Licht schauen. Davon kann man blind werden. Weißt du das?

Das weiß ich. Ich schaue auch nie direkt in die Sonne. Ich habe nur dieses eine Mal hingeschaut.

● Robert Woelfl

wurde 1965 in Villach geboren, studierte an der Universität für angewandte Kunst und lebt seitdem als freier Schriftsteller in Wien. Für seine Theaterstücke erhielt er zahlreiche Preise, darunter den Reinhold-Lenz-Preis für neue Dramatik, den Autorenpreis der deutschsprachigen Theaterverlage und den Dramatikerpreis des Stadttheaters Klagenfurt. Für seine Videoessays erhielt er den Österreichischen Videokunstpreis. Zu den bekanntesten Stücken gehören „Überfluss Wüste“, „Ressource Liebe“ und „Wir verkaufen immer“, die auch als Hörspiele produziert wurden. Seit vielen Jahren leitet Robert Woelfl die österreichischen Hörspieltage. Seit rund zehn Jahren hat er an der Universität für angewandte Kunst am Institut für Sprachkunst einen Lehrauftrag für Szenisches Schreiben. Zuletzt erschienen: „Überfluss Wüste“ in Theater Aktuelle Stücke 29, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 2018. Das Stück wurde am ETA Hoffmann Theater in Bamberg uraufgeführt und 2019 vom WDR als Hörspiel produziert. www.robertwoelfl.com

„Lesen Sie gefälligst!“

forderte **Peter Handke** bei der Verleihung seiner Ehrendoktorwürde in Klagenfurt



Ins Astloch gemurmelt

Christian Hölblings erstes Buch ist eine Sammlung der besten Satiren, Glossen und Gedanken aus der letzten Zeit [siehe auch BRÜCKEseite 23]. Der Kabarettist ist von Berufs wegen ein genauer Beobachter. Die Lust am pointierten Formulieren ist bei ihm ebenso ausgeprägt wie jene am kritischen Nachdenken. Und so kommt es, dass Hölblings Beobachtungen witzig sein dürfen, aber nicht müssen. Die Zeichnungen stammen vom vielfach preisgekrönten und langjährigen BRÜCKE-Cartoonisten Heinz Ortner.

Christian Hölbling: Ins Astloch gemurmelt
mit Zeichnungen von Heinz Ortner
Wieser Verlag, 2020
104 Seiten | 18,80 Euro
ISBN 978-3-99029-439-0



Deix trifft Berg

Die beiden Künstler mit genialem Blick für Eigenheiten ihrer Mitmenschen haben sich an ihrer Heimat – ob satirisch oder mitfühlend – lebenslang abgearbeitet und mit den Deixfiguren oder dem Kopftuchweiberl jeweils unverwechselbare Menschenbilder geprägt. Der posthume Dialog der beiden offenbart, wie es auch möglich ist nationalistischer Selbstherrlichkeit, bösartigem Chauvinismus und bornierter Verklemmtheit durch überspitzte Darstellung eine klare Absage zu erteilen.

Harald Scheicher (Hg.): Manfred Deix trifft Werner Berg
Ueberreuter Verlag, 2020
300 Seiten | 34 Euro
ISBN 978-3-8000-7748-9



doma/daheim

„Wakounig ist einer von 45 *Kärntner Sloweninnen und Slowenen zu denen ich unterwegs bin, ins Jaun-, Rosen- und Gailtal, nach Klagenfurt, Graz oder Wien. Meiner Meinung nach hat man als kritischer Fotograf, der seinen Job ernst nimmt, auch ungeschriebene Aufträge zu erfüllen. So entstand die Idee endlich einen umfangreichen Bildband und eine große Ausstellung über jene Bevölkerungsgruppe, die während vergangener politischer Systeme so sehr geschmäht wurde, zu recherchieren und zu fotografieren.*“ So entstanden 45 aufschluss- und erkenntnisreiche Begegnungen von und mit dem Klagenfurter Fotografen Karlheinz Fessler.

Karlheinz Fessler: doma/daheim
Hermagoras Verlag, 2020
304 Seiten | 42 Euro
ISBN 978-3-7086-1092-4

DIE BRÜCKE VERLOST

3 Exemplare



55 gute Nachrichten

„Es war bald klar, dass Corona keinen Stein auf dem anderen lassen würde. In nur einer Woche wurde Österreich so umgekrempelt, dass die 55 guten Nachrichten feststanden, an denen sich eine zukünftige Politik orientieren kann, wenn sie die Zeichen der Zeit erkennen will. Da der drohende Klimakollaps und die sich öffnende Schere zwischen Arm und Reich nicht die Zukunft ist, die ich mir für unsere Kinder wünsche, notierte ich die 55 guten Nachrichten im Lauf der ersten Corona-Woche in Österreich. Denn wir Menschen vergessen so schnell.“

Maria Stern: Politik nach Corona
Wieser Verlag, 2020
50 Seiten | 14,95 Euro
ISBN 978-3-99029-426-0

DIE BRÜCKE VERLOST

3 Exemplare



Geistes Arbeit

Der kluge wie kauzige Arnold Geist hat sich aus dem akademischen Leben zurückgezogen und ist Ghostwriter mit der Spezialität Abschlussarbeiten. Eine eklatante Fehlbesetzung an der Universität ruft ihn auf einen Plan, bei dem er seine Fähigkeiten bestens einsetzen kann. Eine Erzählung, die Karrierestrategien an der Universität in Frage stellt und nebenher sprachlich auch sehr fein gelungen ist.

Elmar Lenhart, betreut die Archivalien des Kärntner Literaturarchivs am Robert-Musil-Institut.

Harald Jele: Geistes Arbeit
Eine Erzählung | Verlag united p.c.
308 Seiten | 20,30 Euro
ISBN 371-0-341-922

DIE BRÜCKE VERLOST

3 Exemplare



kinder.buch.tipp

Der kleine Lukas ist ein Freund der Pflanzen. Seinen bunten Garten genießt er mit Menschen, die ihn dort besuchen und mit denen er gemeinsam musiziert. Vom Markt bringt er fremde Geschichten und fremde Pflanzen mit und beschließt eines Tages, selbst die Welt zu erkunden. Seine Reise über Hügel und Bäche, steppenähnliche Weiten, gebirgige Höhen und sprudelnde Wasser lässt ihn einen ungeahnten Reichtum entdecken. Dennoch zieht es ihn nach einiger Zeit zurück in seinen Garten, doch als er dort ankommt, hat sich einiges verändert ... Ein sprachgewandtes, von Mutter und Tochter sorgsam gestaltetes Büchlein.

Andrea Kirchmeir, Pädagogin

Sonja und Hanca Buch: Und Lukas schlug auf die Pauke
Mohorjeva/Hermagoras | ab 6 Jahren
32 Seiten | 22 Euro
ISBN 978-3-7086-1093-1

DIE BRÜCKE VERLOST

3 Exemplare

DIE BRÜCKE VERLOST

3 Exemplare

VERLOSUNG – SO FUNKTIONIERT'S: Es gewinnen die jeweils ersten E-Mail-Schreiber*innen: bruecke@ktn.gv.at

Als Betreff den Autor und Buchtitel und im E-Mail Ihren vollständigen Namen und Postadresse angeben. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. *Viel Glück!*



Requiem für eine Freundschaft

Die intime Freundschaft zwischen dem angehenden Restaurator Albert und dem talentierten Bildhauer Klaus ist im doppelten Sinne ein Kunstprodukt. Nicht nur kreist sie um die gemeinsame Begeisterung für Kunstwerke, sondern sie ist auch selbst künstlich. Das wird offenbar, als Klaus psychisch erkrankt und Albert erkennen muss, dass wohl vieles in ihrer Beziehung mehr seine eigene Projektion als die Realität war. Anstatt sich von seiner Idealvorstellung zu verabschieden, bricht er jeglichen Kontakt ab. Wie zur Strafe lässt der in Wien lebende Kärntner Autor Norbert Kröll die Hauptfigur seines zweiten Romans *Wer wir wären* dafür zahlreiche Stationen eines persönlichen Leidenswegs absolvieren: gescheiterte Ehe, Autounfall, Jobverlust, sozialer Abstieg, sexuelle Frustration – bis hin zur Pilzvergiftung. Durchsetzt ist diese Talfahrt von atmosphärisch dichten Phantasmen, Träumen und Erinnerungen, die vorerst jedweden Gedanken an eine vielleicht glücklichere Zukunft überdecken. Erst am Ende erkennt Albert, dass er Verantwortung übernehmen muss: nicht nur für seinen Freund, sondern vor allem für sich selbst. Norbert Kröll pflastert gekonnt einen düsteren Erzählweg – als Auftakt für einen kleinen Lichtblick. Oftmals braucht es genau das.

● **Andreas Peterjan**

* 1988, lebt in Feldkirchen, Germanist, ist journalistisch und wissenschaftlich tätig.

Norbert Kröll: Wer wir wären
Edition Atelier, 2020
296 Seiten | 24 Euro
ISBN 978-3-99065-026-4



Der Dritte Raum

Literatur ist wie Kunst stets Übersetzung. Der schöpferische Mensch übersetzt seine *je persönliche* Erfahrung in ein Zeichensystem, das *für viele verständlich* Welt und Wirklichkeit neu und anders erfahrbar macht. Ein Dritter Raum wird eröffnet, der die dualistische Beschränkung menschlicher Erfahrung überwindet. Möglichkeitsform des Daseins. Im Diskurs der Kulturwissenschaft wird dieser Dritte Raum als Strategie definiert, den *Kampf der Kulturen* (Huntington absagen zu können. Die Anthologie *Unser Kärnten / Naša Koroška* aus dem Mohorjeva/Hermagoras-Verlag könnte als „literarischer Versuch / literarni poskus“ gelesen werden, dieses Konzept auf Kärnten 2020 anzuwenden. Der slowenische Kärntner Kulturverein Mohorjeva/Hermagoras hat Mitglieder des Kärntner SchriftstellerInnenverbandes und der Društvo slovenskih pisateljev v Austriji eingeladen, Texte zum Thema „Kärnten“ zu verfassen. Die schreibenden Existenzen (Musil) haben darin versucht, eine literarische Kampfabsage zu formulieren, Kärnten als Dritten Raum neu und zukunftsfähig zu beschreiben. Die Aufarbeitung/obdelava ist in den einzelnen Versuchen unterschiedlich gut gelungen; insgesamt aber ist es den Versuch wert.

● **Reinhard Kacianka**

* 1957, Kulturwissenschaftler.

Unser Kärnten / Naša Koroška
Literarischer Versuch einer Aufarbeitung / Literarni poskus obdelave | Verlag Hermagoras Mohorjeva, im Rahmen des Projektes CARINTHlji 2020
200 Seiten | 24 Euro
ISBN 978-3-7086-1108-2

Buchpräsentation

2. Juli, 19:30 Uhr, k & k center St. Johann i. R.



Reise durch die Nachkriegsmoderne

Die Monografie über beispielhafte Bauten, die 1945-1979 in Kärnten entstanden sind, entpuppt sich im Lesen als facettenreiches Werk zu Baukultur und Zeitgeschichte, mit Gültigkeit weit über den eigentlichen Gegenstand und das Bundesland hinaus. Lukas Vejník, verständiger „Reisebegleiter“ durch die Kärntner Architekturlandschaft, begnügt sich nie mit objekthaft-analytischen Beschreibungen. Er lenkt den Blick auf den räumlichen Kontext der Bauten, ihre Wandlungen im Lauf der Zeit, stellt Persönlichkeiten und Büros hinter den Werken vor und arbeitet so die Verbindungslinien und Wirkungen bis in die Gegenwart heraus. Die ausdrucksstarken Aufnahmen aus dem Nachlass des 2002 verstorbenen Kärntner Fotografen Hans-Jörg Abuja begleiten seine Texte genauso wie jenen von Co-Autorin Simone Egger, die die soziokulturellen Bedingtheiten der Architekturepoche und deren Rezeption untersucht. Gerhard Maurer setzt in seinem Fotoessay ins Bild, was dem Herausgeber und Autor Vejník auf sprachlicher Ebene gelingt: das räumliche Erleben im Alltag, Stimmungen und Atmosphären zu vermitteln – hochästhetisch, aber nicht ohne Sinn für die Brüche, Irritationen und Herausforderungen, die sich im Umgang mit dem baulichen Erbe dieser Zeit ergeben.

● **Tobias Hagleitner**

* 1981, lebt in Linz, freischaffend in den Bereichen (Bau-)Kunst und Architekturkommunikation. 2020/21 interimistischer Leiter des afo architekturforum oberösterreich.

Lukas Vejník (Hg.): Land der Moderne
Architektur in Kärnten 1945-1979
Ritter Verlag, 2020
270 Seiten | 24 Euro
ISBN 978-3-85415-603-1



Canto

Als der Verleger Siegfried Unseld das Manuskript liest, hält er Paul Nizon für ein Genie und prophezeit einen Welt-erfolg. „Canto“ erscheint 1963 und ist ein Fanfarenklang. Ein Buch ohne Gattungsbezeichnung. Canto heißt italienisch Gesang, der hochmusikalische Text besingt Rom tatsächlich. Handlungslos reiht der Schriftsteller assoziativ Wahrnehmungen, Erlebnisse und Gedanken aneinander. Details der Stadt ziehen vorbei, Passantinnen und Passanten, es gibt Begegnungen mit Frauen, auch mit Prostituierten. Nizon schreibt sich in einen Rausch, spielt exzessiv mit Sprache, Klang und Rhythmus. Der Protagonist, einmal ein Ich, einmal ein Er, treibt durch die Stadt, schreibt und reflektiert sein Schreiben. Aber „Canto“ ist nicht nur Gesang. Es geht auch um einen, der das ganze Leben fassen will und selbst im lebendigen Rom scheitert. Nizon will durch Sprache Wirklichkeit schaffen. Erst geschriebenes, ästhetisiertes Leben ist gelebt. So schafft er mit „Canto“ eine neue literarische Form, eine Art schreiben-des Action Painting. Wie Jackson Pollock Farbe auf die Leinwand spritzt, lässt Nizon die Sprache frei. Allerdings überarbeitet er den Text, feilt an Klang und Rhythmus, ohne ihm den spontanen Gestus zu nehmen. Dieser Gestus und das Rauschhafte des Buches sind unvergleichlich. Die Erstausgabe wird kein Erfolg. Die Neuauflage ist für leserische Feinschmecker*innen.

● **Wilhelm Huber**

Rezensent, Destillateur und gemeinsam mit Klaus Amann Gestalter der St. Veiter Literaturtage.

Paul Nizon: Canto
Suhrkamp Verlag, 2019, Neuauflage
254 Seiten | 20,60 Euro
ISBN 978-3-518-42904-4

DIE BRÜCKE VERLOST
3 Exemplare

DIE BRÜCKE VERLOST
3 Exemplare

DIE BRÜCKE VERLOST
3 Exemplare

DIE BRÜCKE VERLOST
3 Exemplare

„Das Beste in der Musik steht nicht in den Noten.“

Gustav Mahler, 1860–1911, österreichischer Dirigent und <Wörthersee>Komponist

SPITZMUSIK



Baswod

Er ist ein Stiller, **Dominik Linder** mit dem Projekt-Namen „Baswod“, ein Kärntner, den es zum Studium nach Wien gezogen hat und der heute in Hamburg lebt. Obwohl – sein drittes Album mit dem klingenden Titel „I Need You To Pencil In The Rest“, erzeugt mit Klavier, Gitarre, Cello und dem einen oder anderen ungewöhnlichen Rhythmus gebenden Instrument aus dem Alltag nicht nur ganz leise Töne: Die Musik lebt und hat eine ausgesprochen inspirierende Wirkung. Linder begibt sich auf eine Reise ins Selbst, lässt Erinnerungen und damit verbundene Emotionen einfließen in seine Musik, lässt aber auch Raum für eigene Rückblicke des Zuhörers, man wird immer wieder motiviert, sich selbst einzubringen, sich um sich selbst zu kümmern. In jedem Fall geht es um Gefühle, die nach außen gekehrt werden können, Geschichten und Träume. Und doch sind es die oft zarten Töne, erzeugt mit sanfter Stimme und fast ruhend anmutenden Instrumenten, die einem helfen, nicht nur sich selbst zu finden, sondern sich möglicherweise auch ein wenig zu verliehen. Und so wie das Cover ein verschwommenes Bild zeigt, driften auch die Klänge atmosphärisch ineinander und hin und wieder auch ab, fließen ineinander, und den klaren Blick gibt es nicht zwingend von selbst, er muss erst im Kopf erzeugt werden. Schöne Musik für alle Lebenslagen.

Angelika Benke, Mitarbeiterin des ORF-Landesstudio Kärnten sowie bei Ö1.

Baswod: I Need You To Pencil In The Rest
März 2020



Protestsongs

Fast möchte man dem Schriftsteller und Singer-Songwriter Alfred Goubran alias „Nabil“ prophetische Eigenschaften zuschreiben. Zumindest wenn man den ersten Song seines gemeinsam mit dem Unterkärntner Gitarristen Primus Sitter live im November im Wiener Jazzland eingespielten neuen Albums hört. Er heißt „Workers Appeal“ und schildert die Konsequenzen von Massenarbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit. Irgendwo im Mittelfeld zwischen Blues und Folksong à la Woody Guthrie krächzt Goubran den Song mit Reibeisenstimme herunter – nicht ahnend, dass wenige Monate später die Coronakrise Abermillionen Jobs weltweit kosten würde. In der Tonart geht es weiter. Als Nächstes nimmt er sich den unzählige Male gecoverten Song „A Change is gonna Come“ von Sam Cooke gegen die Rassendiskriminierung vor. Im GPS-Blues geht es – diesmal auf Deutsch – gegen den Turbo-Kapitalismus. Der klassische deutsche Protestsong also, stimmlich ein wenig an Udo Lindenberg und Herbert Grönemeyer angelehnt, inhaltlich eher an Wolf Biermann. Dazwischen versucht es Goubran poetischer mit Jacques Brel's „Amsterdam“, was weniger authentisch gelingt. Dafür ist „Bleib hier“ wieder ein Volltreffer. Die Underdog-Beziehungsgeschichte ragt heraus, nicht nur wegen des stimmungsreichen Gitarren-Solos von Primus Sitter. Ja und zum Schluss ist sich Goubran nicht zu blöd, mit dem Gassenhauer „You are my Sunshine“ einen positiven Ausblick zu geben. Leider erscheint das Album coronabedingt erst im September – zum Höhepunkt der Arbeitslosigkeit?

Gilbert Waldner, Kulturjournalist und Jazz-Aficionado.

NABIL feat. Primus Sitter:
M'zungu Blues
Live@Jazzland, Vienna, recorded
25. November 2019



Kafa

Musik in der Pipeline. Kafa ist eine Band für Fans. Das ist momentan umso wichtiger, da die Frage nach Live-Konzerten durch die Corona-Krise auf längere Zeit wohl unbeantwortet bleiben wird und die aktuelle Situation die Existenzen junger Musikgruppen gefährdet. Fans können nun selbst helfen das Debütalbum der Band zu finalisieren (mehr zum Crowdfunding auf der Bandhomepage). Ajda (Vokals) und Lan Štikar (Schlagzeug) sind die Kinder des in Villach geborenen Schauspielers, Autors und Regisseurs Marjan Štikar. Gemeinsam mit Daniel Steinmair (Bass) und Hannes Dufek (Keyboards und Vokals) machen sie Musik, die sich positiv auf das Atemzentrum auswirken kann. Klänge, die helfen einmal richtig durchzuatmen. So meint Kafa eigentlich aus dem Slowenischen übersetzt eine Medizin, die Krämpfe löst und die Blutgerinnung fördert, ehe sie verdampft und verschwindet. Frei nach dem „Ton Steine Scherben“-Motto „Keine Macht für Niemand“ soll hier nichts verloren sein, weder Klänge noch Texte. Diese machen sichtbar, dass die Verzweiflung und die Hoffnung genauso miteinander verbunden sind wie Angst und Liebe, ernste und leichte Kost. Und so verschwinden Text und Klang nachdem sie einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben. Neue junge Kärnten-slowenische bzw. slowenisch-kärntnerische Musik, die auch auf Weltklänge wie groovige Balkan-Beats nicht vergisst und durchwegs politisch sein will und darf, um sowohl Kunstmusik, anspruchsvolle Theatermusik als auch Popmusik und leichte Unterhaltungskost zu servieren.
www.kafa.at

Michael Herzog,
Kulturreisender & -schaffender.



Artificial Sons

Das surreale Leben im Jahr 2020 – in dem die Albträume aus der Vergangenheit und die aus der Zukunft aufeinander treffen – beeinflusst viele Künstler*innen. Das gilt auch für die Klagenfurter Band *Artificial Sons*. Statt ihr aktuelles Album *Sculptured* wie geplant live vorzustellen, machen sie mit anderen Mitteln weiter. So erklärt Alex Fischer den Alltag der Band: „Wir mussten aufgrund der Pandemie viele Konzerte absagen. Derzeit sind wir viel im Studio und arbeiten bereits am zweiten Album.“ Die Gruppe wurde von Andreas Kurrent (Gitarre) gegründet. Nach und nach schlossen sich ihm Martin Kirchbaumer (Gesang), Rudi Pravda (Drums) und Alexander Fischer (Bass) an. Das Ergebnis dieser Zusammenarbeit ist fein. Alle zwölf Songs auf *Sculptured* – geschickt aufgebaut von einem kurzen Intro bis zum sechs Minuten langen Höhepunkt *Night Of The Isle* – sind poppig, melodisch und atmosphärisch. Sie sind melancholisch, aber positiv, ohne kitschige Indie-Pop-Depressionen. Ihre Lieder schreien förmlich nach Bildern, nach einem Film, den sie als passender Soundtrack ergänzen könnten. „Andi arbeitet in seinem Studio immer wieder bei Filmprojekten mit und dies hat natürlich Einfluss auf unsere Musik“, erklärt Alex. Als Vorbilder und Einfluss nennen sie *Sigur Rós*, *Radiohead* und *Björk*. Ein in der Tat sehr gewagter, aber auch gelungener Vergleich.

Slobodan Žakula, Sendungsmacher bei radio AGORA 105,5.

Artificial Sons: Sculptured
Red Nose Records, 2020
CD/Download/Streaming
www.artificialsons.com

Utopien und Phantasien: Die Decke der Düsseldorfer Tonhalle ist ähnlich einem lichtflutenden Planeten. Künstlichkeit überstrahlt hier Natürlichkeit. Lukas Meschik macht sich digital Gedanken, wie es mit der Kunst in Zukunft weitergeht.

Fotos: Magic Sky | Christian Franke



Eine neue schöne Welt

Wie sieht die Zukunft für Kultur und Kunst mit und nach der Krise aus? Blogs und digitale Tagebücher wie jenes von Lukas Meschik versuchen ein Kulturleben zu vermitteln, wie wir es bis zum Frühling noch nicht kannten.

Mit Jahresanfang ist das wenig bekannte Werk von George Orwell „Über Nationalismus“ (Verlag dtv, Erstveröffentlichung 1945) zum ersten Mal überhaupt in deutscher Sprache erschienen. Zwar wird es von seinem Hauptwerk „1984“ überstrahlt, aber genauso wie dieses ist es gerade in Krisenzeiten, wo Grenzen geschlossen werden und die Demokratie in vielen Ländern ins Wanken gerät, eine Lektüre, die einem die auferlegte Isolation erleichtert. Schwerwiegend ist die Isolation für Kunst und Kultur. Keine Konzerte, Veranstaltungen, Kulturereignisse mit Publikum auf lange Sicht? Plötzlich werden Grenzen und Mauern sichtbar. Lösungen scheinen in weiter Ferne zu sein, aber die Not macht erfinderisch. Vielen Künstlerinnen und Künstlern wird durch ausgefallene Live-Darbietungen die Grundlage zur Existenz ihrer Kunst genommen.

Lukas Meschik nahm im vergangenen Jahr mit dem kontrovers diskutierten Text „Mein Vater ist ein Baum“ am Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt teil, 2019 erschien auch sein „Vaterbuch“ [siehe DIE BRÜCKE Nr. 14, S. 65]. Darüber hinaus ist Meschik, der durch seinen aus Treffen bei Villach stammenden Vater Kärntner Wurzeln hat, auch Musiker. Sein Solo-Projekt *Moll* folgte auf die Indie-Band *Filou*, mit der er drei Alben aufnahm. Mit dabei sind Musiker wie Sebastian Kierner (Gitarre), Max Payer (Bass) und Simon Schenk-Mair (Schlagzeug). Verbunden ist man dabei dem Wienerlied. Auf dem Debütalbum „Musik“ gibt es, wie es *Moll* bereits im Namen verrät, so manche melancholische Indie-Pop-Perle zu hören. Eher unpo-

liert, dafür aber aufgemotzt mit tiefsinnig-filigranen literarischen Textzeilen wie bei *Element of Crime*, *Tocotronic* oder *Isolation Berlin*. „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ von Marcel Proust (1913) wird zu „Die verlorene Zeit nach der Suche“ umgedreht – ein Spiel mit Wahrheiten, Halbwahrheiten, wem man glauben kann und soll und wem nicht. Das Internet ist hier eine wahre Schlangengrube, aber auch ein lohnender Fundort und kann sogar zur Bühne werden. Der „Daheimbleib-Blues“ von *Moll*, den man sich auf Youtube anschauen/-hören kann, ist auch ein Spiel mit der Möglichkeit, der Krisenmelodik einen bestimmenden Rhythmus zu geben und selbst den Takt zu bestimmen.

Lebensraum „Blog“. Eine weitere Möglichkeit ist ein eigener Blog mit einem digitalen Notizbuch. Auf www.coronarrativ.com geht es um Themen wie den globalen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandel, der uns erfasst, aber auch um Fragen nach der Bedeutung der Krise für Kunst und Kultur. Darin verschafft sich Lukas Meschik eigene Freiräume – Gedankeninseln in Worte gefasst. Doch kann es diese Inseln wirklich geben, gerade in einer Zeit, wo sich so schnell alles ändert? Marschieren wir gar den Utopien hinterher, wie sie Aldous Huxley in seiner „Schönen neuen Welt“ (1932) beschrieben hat, wo das Beseitigen aller Krankheiten durch Impfungen vor der Geburt zu Gesundheit und mehr Leistungsbereitschaft animiert und wir einer Industriekultur mit Göttern aus der Autobranche unterliegen? Hat dieser Virus alles gestoppt oder wird unsere Zukunft wirklich so aussehen?

Sein Tagebuch zeichnet Skizzen, es gibt keine Antworten, ist auch ein Indikator für eine Stimmungslage – in diesem Fall jene für die Kultur während der Krise. Seit dem 17. März schreibt Meschik täglich an seinem öffentlichen Notizbuch. Schwankend ist die Stimmung – mit Fluch und Segen behaftet – denn es erwachsen riesige Vorteile aus den immensen Nachteilen. „Digitale Vernetztheit zu nutzen, obwohl es nicht nötig ist – zum Beispiel für ein Treffen über Bildschirm innerhalb derselben Stadt –, wäre graue Dystopie; sie aber als nützliches Instrument verwenden können, um vorübergehend zu ersetzen, was anders nicht zu bewerkstelligen wäre, ist ein Segen. Ich bekreuzige mich vor dem Gott des Internets“, schreibt der junge Autor am ersten Tag, an dem die Denkweise, für was Frühling eigentlich alles zu stehen hat, überdacht werden musste. Am 18. April schreibt er weiter: „Die Simulation unserer Wirklichkeit ist derart perfide, dass jene, die sie als solche erkennen und entlarven, zu geisteskranken Realitätsverweigerern erklärt werden.“ Deshalb heißt es sich im Lebensraum „Blog“ gemütlich zu machen – die schöne neue Welt spielt sich derzeit im Netz ab – die Auswahl an virtuellen Tagebüchern reicht von Kulturinstitutionen (www.literaturhaus-graz.at) über bekannte Persönlichkeiten (www.facebook.com/elenauhligschauspielerin) bis zu kritischen Kulturarbeiter*innen wie Regisseurin, Autorin, Zeichnerin Andrea Maria Dusl (www.comandantina.com).

● **Michael Herzog**

Kulturreisender & -schaffender.

FOTO: MICHAEL HERZOG

DIE BRÜCKE

KÄRNTENS KULTURZEITSCHRIFT • seit 1975

JAHRESABO
um 27,80 Euro

IN DIE KULTUR EIN.TAUCHEN

DIE BRÜCKE Jahresabo
(6 Ausgaben) frei Haus
inkl. Kultur Card Kärnten
für ermäßigte Eintritte
um 27,80 Euro

Abobestellungen unter:
E bruecke@ktn.gv.at
T 050 536 – 34032

www.bruecke.ktn.gv.at

LAND  KÄRNTEN
Kultur

